This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

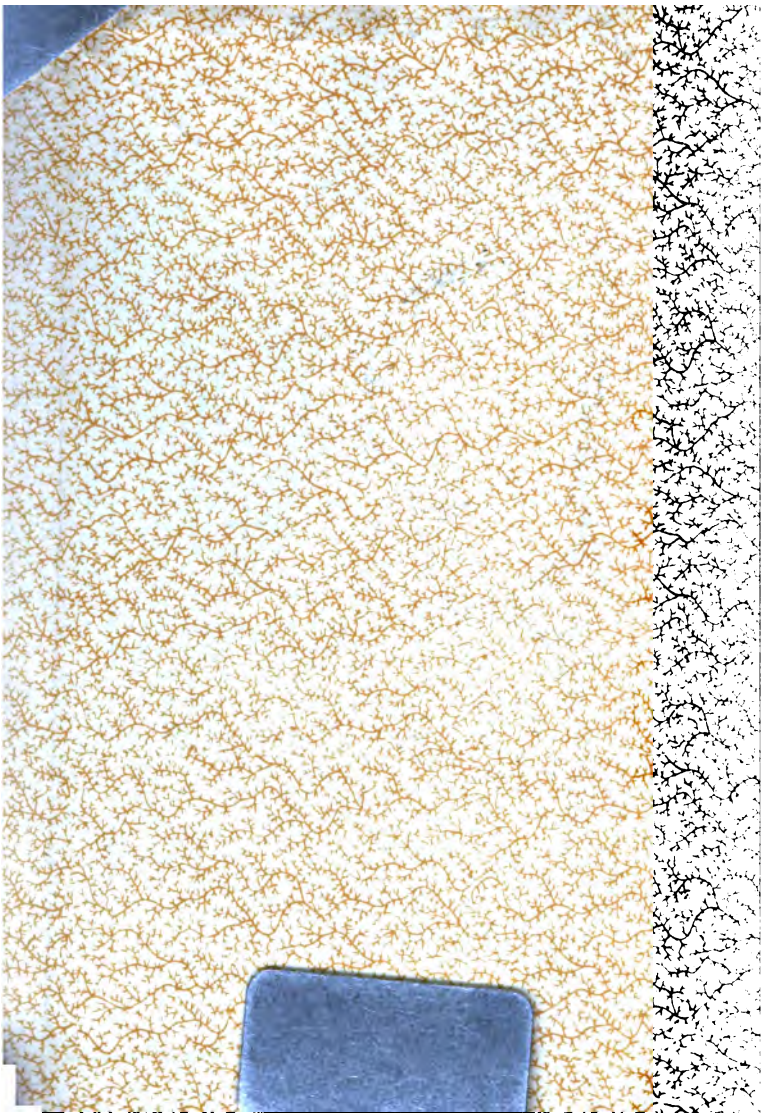
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

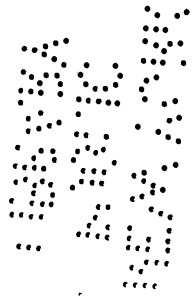
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495658 6



? 1914



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Fünfter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
509495
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

V.

Vermiſchte Aufſätze. Dramaturgiſche Blätter. Aphorismen. Briefe aus Frankfurt. Kritiken.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

Seite

Vermischte Aufsätze.

Das Leben und die Wissenschaft. 1808. 1
Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebiets. 1809. 14
Von dem Gelde. 1809. 22
Ueber Freimaurerei. 1811. 57
Was wir wollen. Juli 1814. 67
Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel. 1818. 73
Kleine Gedanken über ständische Verfassung. 1818. 79
Geschichten, Sagen und Meinungen. 1818. 85
Ein Gulden und etwas mehr. 1818. 92
Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leihbibliothek 101
Eine Kleinigkeit 106
Ueber die Beurtheilung des Manuscripts aus Süddeutschland 112
Unvollständiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler. 1821. 121
Das Gespenst der Zeit. 1821. 127
Ueber die Nachtheile der Schulversäumnisse, von Dr. Seel 135
Zwangs-Gottesdienst. 1819. 142
Ueber Etwas, das mich betrifft 146
Oken. 1819. 153
Noch etwas über Oken. 1819. 156
O närrische Leute, o komische Welt 159
Für die Juden 163
Kuhschnappel, den 20. August 1819 175
Französischer Kunstfleiß 178

Seite
Taschenbücher 184
Der Herausgeber an seine Leser. 1819. 185
Bauholz zu einem Roman. 1820. 186

Dramaturgische Blätter.

Der Vorsatz, ländliche Scene von F. v. Holbein 195
Raphael, historisches Lustspiel von Castelli 195
Toni, Drama von Körner 197
Lodoiska, Oper von Cherubini 198
Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius v. Voß 198
Hadrian Barbarossa, Oper von Fränzl 200
Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue 201
Toni, Drama von Körner 202
Das Geheimniß, Oper von Solié 202
Kaiser Hadrian, Oper von Weigl 203
Kabale und Liebe, von Schiller 203
Camilla, Oper von Paer 205
Don Juan 206
Die Jungfrau von Orleans, von Schiller 206
Der Unsichtbare, Oper von Eule 207
Die Reisen des Herrn von Maltzhorbes, von Kotzebue 207
Hedwig, Drama von Körner 207
Der Sie, Lustspiel von Castelli 209
Titus, Oper von Mozart 210
Die Indianer in England, Lustspiel von Kotzebue 210
Die Proberollen, Posse von Breitenstein 213
Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein 214
Der Verräther, Lustspiel 214
Nachtigall und Rabe 215
Rochus Pumpernickel 215
Stille Wasser sind tief 216
Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti 217
Don Juan 218
Der todte Mann, Lustspiel von Thienemann 220
Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue 220
Der Geizige, von Molière 221
Das Geständniß, Lustspiel von Kotzebue 221

	Seite
Der Dichter und der Tonſetzer, Oper von d'Alayrac	222
Die Zauberflöte	223
Wilhelm Tell, von Schiller	224
Fanchon, Oper von Himmel	230
Sargin, Oper von Paer	232
Die Kreuzfahrer, Schauſpiel von Kotzebue	232
Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner	232
Das Strandrecht, von Kotzebue	234
Die Räuber, von Schiller	234
Welches iſt die Braut? Luſtſpiel von Johanna von Weiſſenthurn	235
Tancred, Oper von Roſſini	235
Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue	236
Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Luſtſpiel von Frau v. Weiſſenthurn	238
Das Fiſchermädchen, lyriſches Drama von Körner, Muſik von Schmidt	239
Zemire und Azor, Oper von Spohr	239
Fridolin, Schauſpiel von Franz v. Holbein	243
Pauline, Oper von Sutor	245
Das Vogelſchießen, Luſtſpiel von Clauren	246
Die Verwandlungen, Oper von Fiſcher	247
Der Quartierzettel, Luſtſpiel von Reinbeck	247
Die Schachmaſchine, Luſtſpiel von Beck	248
Die Zauberflöte	249
Der neue Gutsherrr, Oper von Boielbieu	252
Pagenſtreiche, Luſtſpiel von Kotzebue	253
Soliman der Zweite, Oper von Süßmayer	253
Das Landhaus an der Heerſtraße, Luſtſpiel von Kotzebue	260
Die Beſtürmung von Smolensk, Schauſpiel von Johanna v. Weiſſenthurn	260
Der Schatzgräber, Oper von Mehül	261
Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann	261
Zwei Worte, Oper von d'Alayrac	261
Das letzte Mittel, Luſtſpiel vor Johanna v. Weiſſenthurn	262
Carlo Fioras, Oper von Fränzl	265
Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel	266
Abraham, Melodrama. Muſik von Seyfried	268
Die eiferſüchtige Frau, die Verwandtſchaften, der Zänker	270
Aphorismen	276
Briefe aus Frankfurt	293

Seite

Kritiken.

Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman von Hartwig v. Hundt-Radowsky 339
Satyrisch-humoristische Gedichte von Heinrich Döring 344
Die Staats-National-Bildung. Von Julius Graf v. Soden 348
Ueber Herrn v. Villele. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen . 374
Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde 394

Vorwort.

Dieſe dritte Ausgabe der geſammelten Schriften Börne's unterſcheidet ſich beſonders in zwei Beziehungen von den früheren, die bei Lebzeiten des Verfaſſers erſchienen waren. Mehrere Aufſätze ſind hier ergänzt und vervollſtändigt durch Einſchaltungen derjenigen Stellen, welche urſprünglich dazu gehörten, und welche der Verfaſſer bei der von ihm veranſtalteten Ausgabe ſeiner Schriften weggelaſſen hatte; dieſe Einſchaltungen ſind durch beſondere Zeichen kenntlich gemacht. Der fünfte Theil (oder Supplementband) ſodann enthält eine Nachleſe von ſolchen Aufſätzen, die in den früheren Ausgaben gar nicht enthalten, ſondern aus verſchiedenen Zeitſchriften jetzt zum erſtenmal zuſammengeſtellt ſind; darunter befinden ſich mehrere Abhandlungen, welche Börne in ſeiner Jugendzeit geſchrieben, in der Zeit, wo er ſich als Schriftſteller einem weiteren Kreiſe noch nicht bekannt gemacht, wohl aber gerechte Erwartungen von ſeiner

Zukunft begründet hatte. So ist denn die gegenwärtige Ausgabe allerdings eine wesentlich erweiterte geworden. Sollte es nöthig seyn, daß die Herausgeber sich hierüber rechtfertigten? Jene streng sichtende Kritik, die Börne vor Allem gegen sich selbst übte, glaubten sie, die nachgelassenen Freunde, nicht mehr anwenden zu dürfen; wissend, wo theure Reliquien des Dahingeschiedenen zu finden, hatten sie den Muth nicht, dieselben unberührt zu lassen, und indem sie einem Gefühle der Pietät folgten, das die Erinnerung an einen großen Verlust überall festzuhalten strebt, hoffen sie zugleich den Gesinnungen, welche Börne stets so lebhaft anzuregen wußte, dadurch entgegen gekommen zu seyn, daß sie die Erzeugnisse seines edeln Geistes von Neuem an das Licht stellten, und bisher Ungekanntes aus seiner Vereinzelung hervorzogen.

Die Herausgeber.

Vermischte Aufsätze.

I.

Das Leben und die Wissenschaft *).

(1808.)

Das Leben und die Wissenschaft, ob zwar eins und unzertrennlich in der Anschauung, sind doch feindlich stets getheilt, sobald sie das Bewußtseyn verlassen, und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen, und sich wechselseitig verspottend, durchwandern sie die Welt, streuen überall den Samen der Zwietracht aus, tödten jede Lebensfreude, und lassen keine Seligkeit vollkommen werden. Diese Spaltung zwischen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unversöhnlichkeit derselben beweist die Nothwendigkeit ihres Hasses. Und nothwendig ist er in der That. Denn die Idee fürchtet ihre eigne Realisirung; weil, da es ihr nie gelingt, sich erschöpfend darzustellen, sie durch Verkörperung

*) Archenholz, Minerva. 4r Bd.

ſich mit ſich ſelbſt entzweit, und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke ſetzt. Die Wirklichkeit wiederum fliehet gerne die Idee, von der ſie ausgegangen iſt; denn ſie möchte ſelbſtſtändig ſeyn, und ſucht ſich daher der Herrſchaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Daſeyn gab. Dieſem Naturgeſetze gemäß findet man, daß ſelten ein und derſelbe Menſch fähig iſt, Ideen zu ſchaffen und ſie zugleich bildlich darzuſtellen, daß er Wiſſenſchaft und Kunſt vereint beſitzt. Wo der Sinn am herrlichſten blüht, da mangelt die Frucht der That; wo die That am kräftigſten hervortritt, da hat ſie bewußtlos gehandelt. Heroismus und Genialität werden darum ſo ſelten beiſammen gefunden. Die Einen ſind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden ſie getrieben von einer unſichtbaren Gewalt, und ſie wußten nicht was ſie thaten. Die Andern haben der Beſchauung ſich gewidmet, ſie philoſophiren über der Menſchen Kräfte und wägen ihre Thaten ab; ſie loben und tadeln nach ihrer Weisheit, und meinen oft, es könnte beſſer ſeyn. Das ſind die Gelehrten; doch bringt ſelten es einer dahin, auch nur ein Sonnenſtäubchen aus ſeinem Gleiſe zu rücken. So ſchauen nun die Philoſophen von ihrem Sternenſitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menſchen, und weinen den Verblendeten eine Thräne des Mitleids. Die Herrſcher hingegen von ihren goldenen Thronen ſehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, die ſchnell vergehen, wie ſie ſchnell

entſtanden — ſie lächeln, und freuen ſich der bequemen ſichern Erde.

Dieſer Neigung aber des Geiſtes, ſich in tauſendfache Formen zu zerſplittern, die alle feindlich ſich bekämpfen, dieſer Neigung muß der Menſch widerſtreben in ſeiner Herrſcherkraft; und er kann es, wenn er den Muth hat, es zu wollen. Alles, was du in deinem Gemüthe erzeugſt, mußt du in der Wirklichkeit geltend zu machen ſuchen; denn du wirſt deinen eignen Gedanken nie klar erkennen, ſo lange er nicht verkörpert vor dir ſteht. Du mußt dich anderſeits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeiſtigen; denn Nichts wirſt du erfaſſen, bevor du es erkannt, und du erkennſt es nicht, wenn du die Idee nicht begreifſt, die ihm inwohnt.

Ob nun zwar dieſe Univerſalität des Seyns nur Wenigen von Natur verſtattet iſt, ſo ſollte die Erlangung derſelben doch Keiner unverſucht laſſen. Wohl fließt ein reißender Strom zwiſchen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwiſchen der Philoſophie und dem Leben; aber der muthige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich ſein Ziel erreicht hätte! Doch nein! die Menſchen in ihrem thörichten Wahn haben die Hinderniſſe der Natur nur noch zu vergrößern geſucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwiſchem dem Leben und der Wiſſenſchaft, zwiſchen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwiſchen Theorie und

Praxis; eine Mauer, die man mit der ängstlichsten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerstören muß, um in das Gebiet, das sie beschützt, gelangen zu können.

Wie diese Dualität entstanden sey, begreift man leicht, wenn man weiß, daß sie von der Natur begünstigt worden ist. Schwerer aber ist es zu begreifen, warum die Menschen, nachdem sie zum Bewußtseyn derselben gelangt waren, sich so sehr bemühten, den Zwiespalt permanent zu machen. Es bedarf keiner Erzählung der Qualen, die man sich dadurch bereitet hat; denn gar wenige sind es, die nicht darunter litten. Man besuche die Geburtsstätten der Gedanken, die Studierstuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der sie bewohnenden Philosophen, entweder die Thränen der unbefriedigten Sehnsucht, oder den Schmerz des mißlungenen Strebens, oder den Ingrimm wegen verspotteter Weisheit. Durchwandle auf der andern Seite das Gebiet der bürgerlichen Thätigkeiten, und was wirst du sehen? Du siehst da ein bewußtloses Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das sich oft nicht zur Würde des Instinkts erhebt, des Instinkts, welcher doch immer die Zweckmäßigkeit für sich hat. Sinnlos und todt sind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbstbestimmung. Wenn auch einmal der Geist sich in dieses Puppenspiel verirrt, so wird er flugs in kalte, ekle Formen eingezwängt, so daß er, der

Freie, dem Kerkerluft unerträglich ist, nicht bleiben mag, und schnell die Flucht ergreift.

Da nun jede Wissenschaft ein Gebiet hat, worin sie sich verkörpert darstellt; da anderseits jedem Gebilde der Welt eine Wissenschaft gegenübersteht, worin sein Geist sich ausspricht; so lassen sich die unseligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entstanden sind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die einzelnen Institutionen der menschlichen Gesellschaft betrachten, oder eine Encyclopädie der Wissenschaften durchgehen. Der Geist der Zwietracht wird überall gefunden, schwächer oder stärker.

Wie aber jede Thätigkeit des Menschen darauf hingeht, Geist und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unsterblich zu machen, so wird zuerst dem Menschen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke ersprießlich ist. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wissenschaft ein glücklicher Zustand gedacht werden kann, so folgt, daß das Unheil, was aus dem Gegentheil entspringt, am größten dann seyn muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menschen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Daher gibt es vorzüglich eine Wissenschaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher gibt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wissenschaft abgesondert, entgeistert und ohne Bedeutung dasteht. — Es ist die Staatswissenschaft, es ist der Staat.

Denn es läßt ſich zeigen, wie Jeder, der ſich mit irgend einem andern Zweige des Wiſſens befaßt, des Troſtes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihn ſchmerzt, daß die Wirklichkeit ſo wenig ſeinen Idealen entſpricht. Auch kann es dargethan werden, daß für die Meiſten, die ſich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für Jeden außer ſeinem Kreiſe doch einen Zufluchtsort gibt, wohin er ſich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entſeelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für alle iſt einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der ſich mit der Staatswiſſenſchaft befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate, als ſolcher, lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottloſigkeit der Menſchen, ſo iſt die Hand nicht fern, die ſeine Thränen trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, gibt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Ausſicht alſo, daß kommende Generationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer ſeyn dürften, muß ihn genügſam für den Schmerz entſchädigen, ſich von Ungläubigen umringt zu ſehen. Wenn der Philoſoph klagt über die Unweisheit der Menſchen und ihren Blödſinn beweinet; ei, warum trauerſt du, Freund? Glaubſt du, daß nur in der Weisheit ein ſeliges Leben möglich ſey? nun gut, ſo überlaß dich ihr, und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um ſo köſtlicher ſchmecken, je mehr du dich von Menſchen umringt ſiehſt, die in den Feſſeln der Sinnlichkeit ſchmachtend vergehen. Wenn

die Aerzte jammern über die Unmäßigkeit der Menſchen, ſo haben ſie doch die Befriedigung, daß ihre Wiſſenſchaft ſie lehrt, den üblen Folgen, die daraus entſtehen, abzuhelfen. Wenn die Leute ſpotten über die Ungewißheit der mediciniſchen Kunſt, dann mögen ſie ſo leben, daß ſie ihrer nicht bedürfen. So gibt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfaſſung, die ihn beherrſcht, nicht zufrieden iſt, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man ſeine Grundſätze nicht in Ausübung bringe, ſo iſt hier nichts, was für den Verluſt entſchädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer geſtörten Harmonie nicht ſchmerzlich fühlen ſollte.

Denn mache es, wie du willſt, ſey geſchmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom, oder von Giganten Größe, ſey König oder Bettler; du entgehſt dem Staate doch nicht und ſeinem Einfluſſe. Verkrieche dich in den entfernteſten Winkel der Erde, den nie ein Menſchenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirſt dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgibt deinen Leib, der Staat deinen Leib und deinen Geiſt. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie ſie mit dem Leben begann; im Staate biſt du unſterblich. Er hatte dich beſtimmt, ehe du noch zur Welt kamſt; dein Leichnam iſt ſeiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrſcht deine Nachkommenſchaft als Blut von deinem

Blute und Geist von deinem Geiste. Er dringt dir deine Gesinnungen auf, denn die Umgebungen sind es, die uns erziehen, diese Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältnissen, die das menschliche Wesen beherrschen: seine thierische Natur, seine Humanität und sein bürgerlicher Zustand, daß es der letztere ist, der das größte Gebiet im Besitz hat.

Diesen Zustand kennen lernen, das heißt sich selbst kennen lernen. Die Forderung nun, sich dieser Kenntniß zu bemächtigen, würde man an Jeden machen müssen, wenn es nicht darum überflüssig wäre, weil schwerlich Einer, der sich diesem Gesetze nicht freiwillig unterwirft, im Stande seyn möchte, seine Nothwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem Andern diktirt wird. Es ist daher nicht nöthig, Jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der diese Regel vernachlässigt, denn es ist die unorganische Menge, die überall sinnlos waltet. Wenn aber Menschen, die mit dem Staate in näherem Conflikte stehen, wenn Staatsdiener verabsäumen, sich theoretische Kenntnisse anzueignen: dann kann man mit Wahrheit behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß was er thut und warum er es thut, solchen Menschen weit wird vorzuziehen seyn.

Und doch waren es meist solche Menschen, die man an's Steuerruder des Staates setzte. Zwar muß man die Consequenz des Feudalismus loben, wenn er den Adel

ausschließlich zu Staatsämtern zuließ. Denn da deren Verwaltung Verstand erfordert, so war es natürlich, daß man sie den Händen Derjenigen vertraute, die den Geist in Erbpacht besaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit sich contrahiren läßt und auch keinen Prozeß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigenthums auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Diese wurden immer zurückgesetzt. Vorzüglich unser ehrliches aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf besessen, nur solche Männer zu Ehrenämtern zuzulassen, deren Ahnen sich rühmen dürften, Schlösser verwüstet und den wehrlosen Wanderer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllerthiere des Staates zu seyn, die für Andere das Mehl herbeischleppten, während sie selbst mit Disteln sich begnügen mußten. Wenn man sich auch dann und wann das Ansehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung gönnen, so geschah es doch auf eine so plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünschen konnte, der Gegenstand einer solchen Auszeichnung zu seyn. Es war nicht die heilige Flamme des Genies, die man schützte und göttlich verehrte. O nein! Man mästete die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verschaffen.

Jedoch, so wie jede böse That immer zwei zugleich verdammt; die Sünde desjenigen, der sie begangen, und die Schwäche dessen, an dem sie ausgeübt ist; so war es auch

hier. Wenn die Weisheit kalt und ſtreng vom Throne entfernt gehalten wurde, und die entadelte Regierung, indem ſie ihrer ſelbſt ſpottete, zugleich die ſchein- und glanzloſe Philoſophie dem Geſpötte des Pöbels preisgab: ſo war das eben ſo viel die Schuld der Philoſophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürſten war, die nicht Muth genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß ſie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen konnten, als unter dem Schatten eines breitäſtigen Stammbaumes: ſo folgten ſie darin der unwiderſtehlichen Lehre einer tauſendjährigen Gewohnheit, und ſie thaten, was ſie nicht laſſen konnten. Wie oft aber mochten ſie, an jener Sonntagskühlung bis zur Ueberſättigung ſchmauſend, zähneklappernd ihres Ekels ſich bewußt werden, und ſich zurück ſehnen nach der Freude des Sonnenſcheins! wo war alsdann die philoſophiſche Sonne, die Muth genug hatte hindurch zu dringen durch den Wolkendunſt der Gelehrſamkeit, um Licht dem zu ſenden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürſt, umringt von ſeinen Lügentrabanten, mochte hinaufgeſehen haben zur Dachſtube der Philoſophie, wünſchend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zu Theil. Denn wo fand ſich der Philoſoph, der beſcheiden genug war, ſein Strahlenangeſicht zu umſchleiern, um das Licht der Wahrheit dem entübten Auge verdämmert darzubringen? Wer

hatte den Muth, seine Brust den Lanzen der Fürstenschmeichler darzubieten, und wer war gewandt genug, daß er nicht stolperte über seine eigene Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geist und Wissenschaft zu haben, um ein guter Fürstenrath zu seyn, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutschen Professor gesehen. Steif, wie eine lateinische Declination, schreitet die deutsche Gelehrsamkeit einher und ist rettungslos verloren, sobald sie es wagt, ein Compliment zu machen. Wie kann man aber von der blödsinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß sie dem Manne Kraft zutraue, der zu schwach ist, seinen eigenen Körper zu beherrschen? Auf diese Weise aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürsten und Philosophie sich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis Jetzt. Nun hat aber zu unserer Zeit die Vorsehung sich in höchst eigner Person herabgelassen, dem christlich-moralisch-ökonomischen Deutschland eine handgreifliche Lection zu geben. Sie lehrte: daß der Staat wie eine todte Masse zu betrachten sey, wenn keine Seele da ist, die ihn belebt; daß aber auch der Geist keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben ist, dem er sich einbilden könne. Die Lehre war stark und man wird sie nicht vergessen. Denn als die Preußen bei Jena geschlagen wurden, da konnte Nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die schön gedrechselten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Corporalstock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die

preußiſche Staatsverwaltung war nie was anderes, als eine kleinliche Tabellenkrämerei geweſen; man zwängte den Geiſt in rothe Linien ein, die er bei höchſter Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne ſollte erſetzt werden durch die fünf Species der Rechenkunſt. Man glaubte, daß das Theilungsprincip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müſſe, welcher arbeitet. Daher erſchöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Diviſionen und Sub-Diviſionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geiſtes zerſpaltete. Man zerſchnitt das Gehirn gleichſam in Stücke und ſprach: du thuſt dies, und du ſollſt jenes thun. Darum beſetzte man die Aemter am liebſten mit ſolchen Menſchen, bei denen man ihrer angeborenen Einſeitigkeit wegen dieſe Theilung nicht erſt vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußiſchen Staate ein mittelmäßiger Kopf ſeyn, um in einer Amtsbewerbung zu reuſſiren, und die Glücksritter, die ſich klüger dünkten, bemühten ſich Mediocrität zu affektiren. Wie konnte ein ſolcher Staat ſich retten in einem Kampfe, wo ihm die ungetheilte Intelligenz gegenüber ſtand? Er mußte fallen; und dies war ſo natürlich, daß, hätte Preußen nicht einſt ſeinen Friedrich gehabt, kein Kind mehr davon ſpräche, daß es zertrümmert worden iſt.

Jetzt iſt Alles bei der Hand, um die Ehre des Sprichworts zu retten: durch Schaden wird man klug. Unſer proſaiſches Vaterland hat ſich plötzlich der Genialität

hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die steife Schnürbrust, in der seine Staatsverfassung bis jetzt ängstlich keuchend einher ging. Man fängt aller Orten an, die Gelehrten aus ihren Studierstuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man sie schön ausschmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine so hochherzige Huldigung des Genies sich nur träumen dürfen, zu einer Zeit, wo Deutschland — pfui, man möchte erröthen es auszusprechen — wo das ökonomische Deutschland zum Denkmal für seinen Luther kaum so viel Geld zusammenbrachte, als hinreicht, um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirthen? Doch der Leier des gallischen Orpheus konnte Keiner widerstehen, und sogar die deutschen Bären tanzten. — — — — — — — — —

II.

Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebiets *).

(1809.)

Die Form des Staats, d. i. seine geometrische Figur, die seine Umgränzung bildet, hat den bedeutendsten Einfluß auf sein ganzes Leben.

Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu arrondiren. Dieser Trieb, sich zu arrondiren, ist der symbolische Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge einwohnet. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher sie stehen, je mehr nähert sich ihre Gestalt der Kugelform. Der Grund ist auch leicht einzusehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staats gehöre, arrondirt zu seyn. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben; hat er aber ein Centrum, so wird die Lebenskraft, die von demselben ausgeht, der

*) Crome's Germanien. 3r Bd.

Natur jedes Fluidums gemäß, ſich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig vertheilen, und daraus muß ein Zuſtand reſultiren, welcher der vollkommenſten Staatsverfaſſung gleicht. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, ſo ſind die Uebel, die daraus entſpringen, eben ſo ſchlimm, als die Mittel gefährlich ſind, die man anwenden könnte, um jenen Uebeln abzuhelfen.

Man nehme an, ein Staat habe folgende Geſtalt (Fig. I.): Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt blos vom Zufall ab, wo ſich der Punkt bilden wird, von dem alle ſeine Thätigkeit ausgeht. Dieſer Punkt ſoll a ſeyn. Sich ſelbſt überlaſſen, wird nun die Staatskraft ſich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, c, b ausdehnen. Nun iſt die Linie a, b zweimal ſo groß, als die Linie a, c, die Intenſität der Regierung aber iſt ſich gleich, wodurch denn nothwendig ein Mißverhältniß entſtehen muß.

Will man nun, dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreiſe zertheilen (Fig. II.), ſo wird dadurch die Einheit der Regierung vernichtet.

Was das Verhältniß eines Staats zu andern Staaten betrifft, ſo wird dieſes Verhältniß um ſo ſchwankender und daher um ſo gefährlicher ſeyn, je mehr ſeine Figur von der Cirkelform abweicht.

Man betrachte Fig. III. Hier werden die ſucceſſiven Bewegungen des Staats a um ſeine Achſe eben ſo verſchieden ſeyn, als die Linien, die von jeglichem Punkte der Peripherie

nach dem Mittelpunkte hin gezogen werden können. Nach dem Geſetze der Gravitation wird daher der Staat a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem andern Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaction des Staats b parallel läuft der empfangenen Kraft, ſo wird die Paſſivität des Staats a unendlich variabel ſeyn. Daraus folgt, daß das Verhältniß des Staats a zu irgend einem andern Staate ein ewig ſchwankendes ſeyn muß, welches ſich jeder Berechnung entzieht.

Will man ein Beleg haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Theil von ſeiner äußern Umgränzung beſtimmt werde: ſo betrachte man Italien. Dieſes Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, deſſen Figur von der ſphäriſchen am meiſten abweicht, zeigt uns in ſeiner Geſchichte einen wunderbaren Widerſpruch. Seine Kraft, ſo oft ſie ſich äußerte, wirkte immer nur centrifugal, und vermochte nie ſich in ſich ſelbſt zu bilden. Die Welt, nachdem ſie von den irdiſchen Banden erlöst worden, die ihr der Materialismus der Römer angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der deſpotiſchen Intelligenz der Päbſte hinopfern, und ward ein Jahrtauſend lang, als ſeelenloſer Leib, nach Willkühr gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, ſich als Marionettendrath gebrauchen zu laſſen, aufhörte zu ſeyn, hat zu unſerer Zeit Ajaccio einen Geiſt geboren, der in vereintem Beſitz ſowohl der intellectuellen, als der maſſiven Kraft der Weltgeſchichte auf eine lange Zeit ihre

Bahn vorgezeichnet; und so ist es wiederum Italien, das die Herrschaft der Welt auf ein neues Jahrtausend in Pacht genommen.

Wie kömmt es aber, daß eben dieses Land mit der unversiegenden Herrscherkraft doch nie vermochte, sich selbst zu beherrschen? Der römische Staat, der mit seinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erstreckte sich nicht weit über das römische Gebiet hinaus, und die andern Provinzen Italiens wurden eben so fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerstückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Scene dar von innern Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Gräueln aller Art. Zu unsrer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, ist es doch nicht geschehen, und seine Zerstückelung ist von Neuem sanctionirt worden.

Gleich wie dieses Land eines Mittelpunkts entbehrt, so spricht sich auch die centrifugale Tendenz des Egoismus nirgends stärker aus, als bei seinen Einwohnern. Die Unhöflichkeit der Italiener zeigt, wie wenig sie der Nothwendigkeit bewußt sind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoistischen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre Rachsucht beurkundet, daß sie zum Schutz des Staats kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwicklung eines ungetheilten politischen Lebens hinderlich ist.

Mehr noch als seine Figur, hat der Umstand einen großen Einfluß auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten blos durch politische oder durch natürliche Gränzen getrennt werde. Im ersten Falle wird es unabänderlich seyn, daß einerseits der Staat über seine eigenen Gränzen hinauswirken wird, und daß er sich andererseits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können.

Durch diese Amalgamation der Staatskräfte zweier verschiedenen Staaten werden aber die Gesetze eines Landes oft sehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Gesetze der Accise an der Landesgränze geltend zu machen, wo der Schleichhandel mit solcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unsicheren Menschen abzuhalten, die sich gewöhnlich an der Gränze aufhalten, wo es ihnen frei steht, ihren Aufenthalt bald in diesen, bald in den benachbarten Staat hin zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Wasser umschlossen ist, so wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewiesen. Man findet es in der ganzen Natur bestätigt, daß die Vollkommenheit des Lebens gleichen Schritt geht mit der größeren oder geringeren Isolirung des belebten Körpers. Dem gemäß muß sich auch die Kräftigkeit eines Staats stärker äußern auf Inseln, als auf dem festen Lande. Vergleicht man die Geschichte des festen Landes mit der Geschichte der Inselstaaten, so findet man den

Geiſt, der in ihnen vorwaltet, ſo verſchieden, daß der Unterſchied Jedem in die Augen ſpringt. Auf dem feſten Lande war die Regierung immer monarchiſch, auf den Inſeln gewöhnlich republikaniſch. Man denke an die griechiſchen Inſeln, an England, Venedig, Weſtindien. Die Ariſtokratie im Handel, welche den Inſelſtaaten immer eigen war, hat man aus dem Umſtande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waaren günſtig ſey. Die Sache iſt wohl wahr, der Grund aber, warum ſich die Inſeln die Präpotenz im Handel zueignen konnten, liegt höher, als in dieſem zufälligen Umſtande, und es ſoll an einem andern Orte mehr davon geſprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß alle Staaten vollkommen arrondirt ſind. In dem Fall nämlich, daß ſie Cirkel bilden, werden ſich ihre Peripherien nur an einem Punkte berühren können, wodurch jede feindliche Bewegung erſchwert wird. Allein dieſes iſt noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszuſtand der Staaten ewig ſeyn könne, darf unter ihnen gar kein Berührungspunkt Statt finden; ſie müſſen vollkommen getrennt ſeyn. Dieſes iſt nur dadurch möglich, daß die Staaten durch Waſſer von einander geſchieden werden, das heißt, daß ſie Inſeln bilden.

Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradieſiſche Zeit herbeizuführen, erſuche ich ſie, mit mir einen Augenblick die

Gestalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt sind, ehemals zusammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zusammenhängen, ihre zukünftige Bestimmung, sich zu trennen, gar deutlich offenbaren.

Daß ehemals die vier sogenannten Welttheile mit einander verbunden waren, das ist gar nicht zu verkennen. Europa hing mit Afrika da zusammen, wo sie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; deßgleichen Amerika mit Asien, da wo die Behringsstraße das östliche Sibirien von Nord-Amerika scheidet. Daß England einst mit Frankreich verbunden war, das läßt sich eben so wenig bezweifeln.

Die Zeichnung der Länder, welche sich künftig trennen sollen, ist gar bestimmt gegeben. Hätten die Franzosen ihr Project ausgeführt, die Erdenge von Suez zu durchbrechen, so würden sie der Natur die Mühe erspart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Asien zu trennen. Es kann so viele tausend Jahre nicht mehr dauern, dann wird sich bei der Erdenge Darien Amerika in zwei Hälften theilen, und das Südliche wird sich dann zum Nördlichen verhalten, wie sich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht schwer fallen, da der Biscayische Meerbusen schon eine große Kluft zwischen beiden Ländern bildet. Eben so leicht ist es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutschland hängt auch nicht fest zusammen, und um

Schweden von Rußland loszureißen, reichen ſich der Bothniſche Meerbuſen und das weiße Meer hülfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerſtückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutſchland, die hängen ſo feſt zuſammen, daß ſie ſich ſchwerlich werden trennen laſſen. Hier ſieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schickſals, daß beide Länder nur einen Staat bilden ſollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn ſich die deutſche Natur mit der franzöſiſchen vermählte und beide ſich neutraliſirten!

III.

Von dem Gelde *).

(1809).

Die Natur des Geldes beschreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Untersuchung über diesen Gegenstand, an den Orten, wo man sie gewöhnlich angestellt findet, nämlich in staatswirthschaftlichen Schriften, vollständig ist, und seyn kann. Denn einerseits mußte man, um die Art und Weise zu erklären, wie das Geld sich nothwendig machte, bis zu dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft hinaufsteigen, und andererseits, würde man das Geld in die feinsten Verzweigungen seiner Wirksamkeit nicht verfolgen können, ohne die verschiedenartigen und mannigfaltigen Kraftäußerungen des Staats überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Gränzen der Nationalökonomie als Wissenschaft sind zu enge gezogen, als daß sie dieses Alles umfassen könnten; denn sie schließen die Politik aus, was sie nicht sollten.

*) Harls Cameral-Correspondent. Decemberheft.

Viele haben verſucht, das Geld zu definiren; doch, wie ich glaube, Keiner mit Erfolg. Wenn dieſes ſelbſt den Deutſchen, denen man doch Uebung im Definiren nicht abſprechen kann, mißlungen iſt; ſo kann man kühn behaupten, daß dieſes Mißlingen nicht einem Mangel an Einſicht zuzuſchreiben ſey, ſondern daß das Weſen des Geldes Etwas enthalten müſſe das jeder Definition widerſteht. In der That läßt ſich auch wenigſtens für die empiriſchen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck feſtſetzen; denn das Geld iſt an verſchiedenen Orten ganz ein Verſchiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung geſetzt wird, und je nach dem Gegenſtande, den es ſelbſt in Bewegung ſetzt.

Die meiſten haben das Geld ſo definirt: es iſt ein Tauſchmittel. Allein da Alles, was zur Erklärung des Geldes geſagt werden kann, auch geſagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauſchmittel iſt: ſo ſagt dieſe Definition nichts Anderes, als: Geld iſt Geld. Auch hat man außer Acht gelaſſen, daß das Geld für den Staat noch andere Beſtimmungen habe, als blos die, ein Tauſchmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum geſellſchaftlichen Leben dem Menſchen angeboren iſt, und wenn man eingeſteht, daß ohne Geld kein Staat beſtehen könne: ſo folgt nothwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konſtitution des Geldes herbeiführte, in der menſchlichen Natur ſelbſt nachgewieſen werden müſſe. Ich will verſuchen, das

Naturgesetz zu beschreiben, welches die Organisation der Staaten und des Geldes anbefahl.

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menschen unter sich, und so verschiedenartig sie in ihrer Anwendung seyn mögen, so erhalten sie doch sämmtlich von einem und demselben Gesetze ihre Richtung — von dem Triebe der Selbsterhaltung. Dieses Gesetz ist allen Geschöpfen vorgeschrieben, und sie gehorchen ihm, mit mehr oder minderem Bewußtseyn. Doch könnten wir uns jenes Selbsterhaltungstriebes nicht bewußt werden wenn nicht Hindernisse vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichsten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß diese Hindernisse von verschiedener Natur sind, das ist klar: so wie auch, daß ein und dasselbe Hinderniß auf verschiedene Menschen einen verschiedenen Eindruck machen kann; denn seine Wirkung muß sich modificiren, je nach der Empfänglichkeit dessen, auf den es thätig ist.

Diese Feinde nun, die jedes individuelle Daseyn ankämpfen, sind doppelter Art — innere und äußere.

Man kann sich den menschlichen, so wie jeden andern Organismus als einen Staat vorstellen, worin zwar sämmtliche verschiedene Glieder einer gemeinschaftlichen Lebensregel unterworfen sind, wo aber jedes für sich wieder seine eigenthümlichen Gesetze hat, die es befolgt, und welche es für die Alleinherrschende des ganzen Organismus zu machen geneigt ist, und auch dieser Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerstand geleistet wird. Da aber, sobald ein

einzelner Theil ſeine Sphäre übertritt, er die andern einſchränkt, und dadurch das Gleichgewicht des Organismus nothwendig aufgehoben wird: ſo iſt es eine Vorſchrift des Selbſterhaltungstriebes, die geſetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organs nicht aufkommen zu laſſen. Dieſes wird dadurch verhindert, daß, ſobald ſich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man dieſe Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder vertheile, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, ſie gänzlich ausſtoße. Nun muß aber, wo irgend ein Körper ausgeſchieden wird, ein für Subſtanzen ſeiner Art empfänglicher Raum da ſeyn, der ihn aufnimmt. Findet ſich kein ſo beſchaffener Raum, ſo kann er auch nicht ausgeſtoßen werden. Es läßt ſich nun im Allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren ſich Menſchen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden, als nur bei andern Menſchen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch unterſagte, die uns umgebenden Geſchöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menſchen an das Leben aller geknüpft, und der Selbſterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung anderer thätig zu ſeyn. Man kann daher ſagen, daß das Bedürfniß, zu geben, früher und ſtärker gefühlt wurde, als das Bedürfniß, zu empfangen. Der Selbſterhaltungstrieb alſo hat die Menſchen zuſammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte.

Der äußern Feinde des Lebens sind eben so viele, als es Dinge gibt in der Welt. Da aber in gewisser Beziehung kein irdisches Naturgeschöpf selbstständig ist, sondern unter der Herrschaft des Menschen steht: so brauchen nur letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unserem Leben nützlich oder unentbehrlich ist, muß daher immer in der Gewalt eines oder des andern Menschen stehen, und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere thätig sind. Dasselbe Motiv aber, das uns zu dessen Erwerbung antreibt, wird auch den Besitzer bestimmen, die Sache nicht freiwillig wegzugeben. Das Produkt kann also nur auf eine gewaltsame Weise erlangt werden. Die erste Lehrsregel, die uns nun der Selbsterhaltungstrieb eingibt, wird daher seyn: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Mensch von demselben Egoismus erfüllt ist, so wird gegen jeden Einzelnen der Widerstand Aller sich erheben; da sie alle dieselbe Absicht haben, so wird sie keiner erreichen So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wieder hergestellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beseitigt. Insofern aber die wirkliche Gefahr ein bestimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegränztes: so ist es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen, als erstere. Wenn also auf diese Weise der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck selbst aber unmöglich aufgegeben werden kann: so muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden. Die

andere Oberregel des Egoismus wird nun die seyn, sich den Feind zu assimiliren. Eine vollkommene Assimilation des ganzen Objekts kann aber eben so wenig als dessen Vernichtung zu Stande kommen. Denn da dieses einer Zerstörung gleich käme, so würde der unbesiegbare Widerstand sich wieder erheben. Eine solche Zerstörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Wesen eigenthümliche, andern Geschöpfen heterogene Bestandtheile hat: so können wir es nicht unbedingt in unsere Lebens-Sphäre hineinziehen. Alle Thätigkeit wird sich daher darauf beschränken, daß wir nur gewisse Theile eines fremden Organismus in den unsrigen aufnehmen. Diese theilweise Assimilation kann aber eben so wenig gewaltsam bewerkstelligt, sondern sie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieses möglich sey, das ist oben schon angedeutet. Da nämlich ein jeder Mensch binnen einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kräften *) ausstößt, so wird ein anderer, dem diese Kräfte fehlen, sie aufnehmen, und sie sich assimiliren. Hier also besteht der Tausch. **) Dieser Wechsel der Kräfte kann

*) Es ist ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede; denn jedes Produkt hat nur insofern einen Werth, als es zur Kraft wird. Und in der That gibt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch Alles, was wir verzehren und genießen, geht, insofern es Bedingung aller unserer Kräfte ist, im Werthe allen andern Kräften zuvor. Dieses scheinen Diejenigen nicht beachtet zu haben, welche so unbedingt gegen alle Konsumtions-Steuern eifern, weil (wie sie sich ausdrücken) nur das nutzbringende Eigenthum besteuert werden soll.

**) Ich verkenne nicht, daß in dieser Deduktion etwas Willkührliches herrscht. Allein die Nothwendigkeit entschuldigt mich. Um die Entstehung des

auf vielerei Art stattfinden. Das einfachste Verhältniß ist dieses: A expulsirt b, und C expulsirt d, A nimmt nun das d und giebt dem C sein b. Oder, durch den Konflikt von b und d entsteht ein neues homogenes Produkt e, in welches sich A und C theilen. *) Oder: die beiden Theile von e werden von den beiden Eigenthümern derselben in zwei verschiedene Produkte S, g verwandelt, wovon jedes der Natur seines Produzenten homogen ist. **) Man kann sich diesen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D, u. s. w. expulsiren die abnormen Kräfte e, S, g, h, u. s. w. Aus diesen heterogenen Kräften entsteht ein homogenes Produkt = X. Von diesem nimmt A nach Verhältniß, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Theil weg und macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls seinen verhältnißmäßigen Theil und bildet das Produkt K daraus. Jenes X ist es, was man Geld nennt.

Geld also ist das Produkt des politischen

Geldes zu entwickeln, mußte ein gesellschaftlicher Verein vorausgesetzt werden; man kann sich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tausch der Kräfte vorauszusetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politischen Betrachtungen, ein Zirkel von Ursachen und Wirkungen sich uns darstellt, ist der Anfangs-Punkt der Untersuchung willkührlich.

*) Z. B. ein Gerber gibt einem Schuster Leder, und dieser macht Schuhe daraus, für den Gerber und für sich selbst.

**) A hat einen Acker und C bestellt ihn. Das gewonnene Getreide theilen sie unter sich. A läßt von seinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brod daraus backen.

Prozesses, welcher die heterogenen Kräfte des Staates in eine homogene Masse verwandelt. Bei diesem Geldprozeß unterscheidet man zwei verschiedene Operationen: die Konstruktion und die Destruktion des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer untersuchen.

Wir haben gefunden, daß bei jedem Menschen in einer bestimmten Zeit sich eine gewisse Summe von Kräften anhäufe, die er, weil sie ihrer Quantität oder Qualität wegen seiner Natur entartet sind, zu entäußern sucht. Auch sahen wir, daß ein jeder geneigt ist, die expulsirten Kräfte Anderer, für die er Empfänglichkeit hat, sich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Gesellschaft die entbehrlichen und begehrten Produkte sich das Gleichgewicht halten, und die Geber und Nehmer sich wechselseitig ausgleichen. Denn da sie alle auf derselben Stufe der Kultur stehen, so wird der Fall nicht eintreten können, daß ein Einzelner etwas produciren sollte, das nicht für irgend ein anderes Mitglied der Gesellschaft brauchbar wäre, oder daß Jemand ein Bedürfniß hätte, dessen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfnisse Aller würden daher befriedigt werden, und in dieser Hinsicht würde der Umtausch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem solchen idealischen Zustande einer Gesellschaft (warum ein solcher Zustand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur besitzt, welcher durch

den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorsicht gesucht werden kann. Nicht allein, daß ein Jeder, wenn er auch seine Bedürfnisse kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert ist, sondern, ob zwar dieselben Bedürfnisse täglich wiederkehren: so hat er doch nicht Besonnenheit genug, um sich aus dieser Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art seiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieses noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, sondern das entbehrliche das erste Motiv ist, welches den Willen zum Tausche bestimmt. Man sollte denken, daß unter solchen Umständen der Tausch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichts desto weniger können Verhältnisse eintreten, wo nicht blos bei der Uebereinstimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tausches verhindert, sondern wo auch schon bei dem schon beschlossenen Tausche, während dessen Vollführung, der Wille geändert oder aufgehoben wird, und also der Handel eben so wenig zu Stande kommt. Man denke sich folgenden Fall: **A** und **B** haben die Produkte **c** und **d**, die sie gegen einander umtauschen wollen; jedes dieser Produkte ist für seinen Eigenthümer unbrauchbar oder wenigstens entbehrlich. Indem aber diese beiden Produkte zusammenkommen, entsteht ein neues homogenes Produkt, welches für Beide brauchbar oder nothwendig ist, aber wegen seiner Untheilbarkeit doch nur Einer allein besitzen kann. Nun wird Keiner Lust haben, das Produkt dem Andern zu überlassen,

und [redacted] Tausch unterbleibt.*) Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauscht werden soll, befindet sich an einem entfernten Orte. A muß also hingehen, um es sich zu holen. Da aber durch diese Veränderung von Zeit und Raum das Verhältniß von A gegen c und d überhaupt geändert wird: so kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen ist, entweder das einzutauschende Produkt nicht mehr brauchen, oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tausch kommt eben so wenig zu Stande.

Diese und mehrere andere Hindernisse werden sämmtlich durch das Geld weggeräumt. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgend ein körperliches Surrogat des Geldes denken kann: denn alle die Völker, bei denen wir ein solches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muscheln u. a., mit denen sie statt des Geldes zahlen, die sind schon weit über die unterste Stufe der Kultur hinaus. Das erste, dessen man sich als Geld bediente, war kein Objekt, sondern eine Idee: sie war der Maßstab, mit dem man den Werth der Dinge verglich. Diese Idee mußte natürlich eine solche seyn, die in allen Dingen enthalten, oder, was dasselbe ist, die man sich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenschaften der Dinge durch: so findet man keine, die allen gemeinschaftlich wäre,

*) Z. B. A hat einen Pfeil, und B einen Bogen.

als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hat seine bestimmte Größe und eine bestimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es also, was die Preise bestimmte. Daher lassen sich auch alle die Verhältnisse, die noch jetzt unter uns den Preis der Waaren bestimmen, unter jene zwei Urmaßstabe von Zeit und Raum bringen. Die Werthe gleichartiger Dinge verhalten sich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber stehen die Werthe im Verhältniß mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objekts, bis sie an den Käufer kommt; letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Besitzergreifung an, bis zur vollendeten Konsumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erst in dem Augenblick setzen, wo die Menschen anfingen, Hand an das Werk zu legen; die Produktion nimmt vielmehr schon da ihren Anfang, wo die Natur den ersten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgend ein Wesen hervorzubringen, je höher steht dieses im Werthe. Daher der verhältnißmäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letztern nicht einmal wissen, wie lange die Natur beschäftigt seyn muß, um sie zu produciren, so ist hier die Zeit für uns so gut wie eine unendliche. Die Seltenheit, welche eines von den Haupt-Momenten ist, die den Preis der Waaren bestimmen, drückt nichts Anderes aus, als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zu Stande zu bringen, je seltener wird

in einer gewiſſen Zeit ein ſolches Objekt zum Vorſchein kommen. Da nun nach jenem Geſetze der Natur die Dauer der Konſtruktion eines Körpers im Verhältniſſe ſteht mit der Dauer ſeiner Deſtruktion; d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu ſeiner vollkommenen Ausbildung braucht, je langſamer oder ſchneller es auch abſtirbt: ſo findet man darum, daß die ſeltenſten Körper auch die dauerhafteſten ſind. Aus dieſem Princip der Zeit läßt ſich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waaren vertheuert, weil hierdurch Produktion und Conſumtion der Produkte weiter auseinander geſetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerſchaften einen deutlichen Begriff von dieſem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Weſenheit jenes Urgeldes erſt dann begreifen, nachdem wir ſeiner nicht bedurften. Es läßt ſich aber zeigen, wie ſie inſtinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo Jeder ſeinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn Jemand von ihnen irgend ein rohes Kunſtprodukt zu Stande brachte, der Käufer deſſelben ſo viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant, in der Zeit, wo er mit dem Werke beſchäftigt war, zu ſeinem Unterhalt bedurfte. Hier wird alſo der Werth des Produkts ganz allein an die Zeit der Produktion abgemeſſen.

Die Hinderniſſe, welche den Tauſch oft unmöglich und

faſt immer beſchwerlich machten, ob zwar verſchiedener Natur, hatten doch einen gemeinſchaftlichen Grund, der ſie alle herbei führte. Daher konnte ein und daſſelbe Mittel hinreichen, ſie ſämmtlich zu beſeitigen Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Nothwendigkeit entſprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszuſtoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus ſeinen Grund hatte, welchem zu Folge ein Jeder ſeine Lebensſphäre zu erweitern ſucht. Sollten nun dieſer Gründe wegen die Produkte X und Y gegen einander umgetauſcht werden, ſo trat jedesmal ein Umſtand ein, der einerſeits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollſtändig erfüllt wurde, und der andrerſeits etwas herbeiführte, was dem Wunſche der Tauſchenden gerade entgegen war. Das Produkt X, welches ſeiner Heterogenität wegen expulſirt wurde, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen ſeyn. Denn wäre es dieſes, ſo ließe es ſich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausſcheidet, hat erzeugt werden können. Es muß alſo irgend einen homogenen Beſtandtheil in ſich ſchließen, welchem ſich die andern Theile gleichſam nur äußerlich angeſetzt haben. Dieſen normalen Theil würde der eine Kontrahent gerne zurück behalten, und er gibt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Theilen unzertrennlich iſt. Ferner muß auch das einzutauſchende Produkt Y einen Beſtandtheil haben, der für den Nehmenden nicht brauchbar iſt. Denn da jeder Menſch etwas Eigenthümliches in ſeiner

Natur hat, was ihn von andern unterscheidet: so muß auch in jedem seiner Produkte diese Eigenthümlichkeit sich ausgedrückt finden. Der Bestandtheil also, der dieses enthält, wird dem Nehmenden heterogen seyn, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den andern brauchbaren Theilen nicht getrennt werden kann. Bei dem andern Kontrahenten findet dasselbe Statt. Beide also nehmen und geben mehr, als sie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, seine Lebenssphäre immer zu vergrößern, soll das aufgenommene Produkt in alle Theile des Organismus gleichförmig verbreitet werden; oder dem Assimilirenden muß wenigstens die Wahl frei stehen, auf welchen besondern Theil er es anwenden wolle. Bei dem Produkten-Tausch aber kann weder das Eine, noch das Andere stattfinden; denn da jedes Produkt schon seine bestimmte Form hat, so kann der Assimilirende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeschrieben wird.

Das Mittel also, welches zur Erleichterung des Tausches dienen sollte, hatte untern andern auch jene zuletzt erwähnten Beschwerlichkeiten aufzuheben. Es sollte dreierlei bewirken. Erstens mußte derjenige Theil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den andern Theilen abgesondert, oder, wo dieses nicht möglich ist, etwas dafür empfangen werden, was jenem Theile gleichartig ist, oder gemacht werden kann. Zweitens mußte derjenige Theil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widersteht, entweder

seiner Heterogenität beraubt, oder etwas dafür gegeben werden, was unserer Natur angemessen ist. Endlich mußte das einzutauschende Produkt die Beschaffenheit haben, daß es auf die allgemeinste, oder jede beliebige besondere Art angewendet werden konnte.

Das Wesen des Geldes umschließt alle die Eigenschaften, die jenen gemachten Forderungen entsprechen. Wir wollen dessen einzelne Bestandtheile, jedes in seiner eigenthümlichen hülfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt sich nicht erklären, auf welche Weise jene Bestandtheile sich so vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsprozeß des Geldes kann keineswegs dargestellt werden. Denn da die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren, das Geld aber nichts Anderes ist, als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Thätigkeiten, welche die Menschen als Gesellschaftsglieder wechselseitig leiden und ausüben — so fällt der Ursprung des Geldes, wie schon erwähnt, ganz zusammen mit dem Ursprung der Staaten. Weder das Eine noch das Andere kann von seinem Ursprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht sich unsern Blicken. Daher ist die Untersuchung des Geldes stets analysirend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menschen auf einer und derselben Stufe der Organisation stehen, so müssen sie auch, ungeachtet ihrer anderseitigen Verschiedenheit, dennoch ein Gemeinschaftliches haben,

welches den Charakter ihrer Gattung ausspricht. Dieſes Gemeinſchaftliche iſt nichts Anderes, als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigenthümliche Natur jedes Einzelnen modificirt, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darſtellt. Jenes Prinzip aller Thätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt ſeyn. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für alle Menſchen brauchbar iſt. Und zwar muß dieſer Theil, der für Alle brauchbar iſt, auch im Verhältniß gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarſte Theil ſeyn. Denn wenn das Produkt im Ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es deſſen Form erheiſcht, ſo kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weiſe gebraucht werden. Wird nun dieſe Grundkraft iſolirt und objektiv gemacht, ſo entſteht ein Produkt, welches für Alle einen gleichen Werth hat. Dieſe Gleichgültigkeit kann aber nur ſo verſtanden werden, daß jenes Produkt für Jeden in Beziehung auf ſich ſelbſt gleich unſchätzbar iſt. Ein Theil dieſer Grundkraft = a hat einen gleichen Werth für N und L; denn einem Jeden muß die Fähigkeit zu produziren, die er durch ſie empfängt, vom höchſten Werthe ſeyn, inſofern Jedem ſein Leben überhaupt das Wertheſte iſt. Aber in den Augen eines Dritten iſt es keineswegs gleichgültig, ob N oder L dieſe Kraft anwende; denn wenn L den N an Geiſt und Talenten übertrifft, ſo muß auch deſſen Produkt an und für ſich einen größern Werth haben. Dieſe Grundkraft

ist nun eben der Theil, den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, so kann dieser mißliche Umstand nur dadurch gut gemacht werden, daß für diesen Theil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurück gegeben werde. Hierdurch wird nun die erste Beschwerlichkeit des Tausches aufgehoben. Die andere, welche darin bestand, daß man mit dem eingetauschten Produkte einen Theil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weise beseitigt. Statt dieses Theiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die Allen homogen ist. Das dritte Erforderniß zu einem vollkommenen Tausche war, daß das zu empfangende Produkt so beschaffen sey, daß es uns in der Art seiner Anwendung keine Fesseln anlege. Es gibt aber nur eine Sache, welche diese Eigenschaft besitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, ist gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden ist, um das Produkt zu Stande zu bringen und derjenigen, die sich der Empfangende aus dem Produkte selbst durch die Consumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung so viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müssen, um die Assimilation des Produkts zu Stande zu bringen. Diese Grundkraft nun ist nichts Anderes, als das Geld. Es ist hierdurch angedeutet, in welchem Verhältnisse die Geld-Masse eines Staats mit seiner Produkten-Masse

ſtehen müſſe und welche Folgen unausbleiblich ſind, wenn jenes Verhältniß verletzt wird.

Man darf ſich daher das Geld keineswegs als ein Produkt eigenthümlicher Natur vorſtellen, welches von den andern Produkten völlig unterſchieden und blos willkührlich als der Maßſtab, mit dem man die verſchiedenen Werthe vergleicht, angenommen worden ſey; ſondern das Geld iſt der ausgezogene Beſtandtheil, der in allen Produkten gleichartig enthalten iſt, und der ſich von ſelbſt darſtellt, ſobald die Produkte mit einander in Conflikt treten, das heißt: ſobald der Tauſch beginnt. Man kann daher ſagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden ſoll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Waare iſt immer nur ſo viel werth, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menſchliche Geſellſchaft eine höhere Stufe der Cultur erſtiegen hatte und die Wechſelthätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und raſcher zu wirken; da mußte in demſelben Verhältniß, als hierdurch das Geld in größerer Menge und ſchneller ſich erzeugte, auch deſſen Begriff ſich deutlicher entwickeln. Von dieſer Zeit an konnte auch die abſtrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich ſeyn. Das Geld mußte ſinnlich dargeſtellt werden. Wir haben geſehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fiſcherei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die Jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer

Sache beſchäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produkts beſtimmt wurde. Doch ward durch dieſe Bezahlung die Arbeit eigentlich nur erſetzt, es mußte aber auch für beide Contrahenten noch ein Gewinnſt ſtattfinden, wenn der Tauſch zu Stande kommen ſollte. Dieſer Gewinnſt beſtand nun für den Conſumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muſe aus Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Produzenten aber darin, daß er der Mühe, ſich auf eine beſchwerliche Art ſeinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei dieſen, welche ſich von den Erzeugniſſen ihrer Heerden, alſo auf eine leichte Art ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar der Erſatz der Arbeit, aber bei keinem der Gewinnſt auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miethe des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anſchlag bringen und der Gewinnſt wäre daher einſeitig blos dem Conſumenten zugefallen. Oben ſprach jede Sache ihren Preis ſelbſt aus. Das Produkt war Maßſtab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt ſeine beſtimmenden Gränzen verlor, mußte das Geld beſtimmt werden, und das Geld ward Maßſtab für das Produkt. Es ward nothwendig, ein Objekt aufzuſuchen, welches eine beſtimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte

ein ſolches ſeyn, welches für Jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern iſt nur eines, welches Alle beſitzen, und deſſen Beſitz zu jeder Zeit nützlich iſt: nämlich das Vieh. Und dieſes mag es auch geweſen ſeyn, welches bei ihnen das Geld vorſtellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenſtand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterſchiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Urſprung dieſes Wortes den verſchiedenen Grad der Cultur erkennen, welchen ein Volk beſaß, als die Idee des Geldes anfing, ſich bei ihm zu entwickeln! Man kann überhaupt daraus erſehen, auf welche Art und Weiſe der geſellſchaftliche Verein eines Volkes ſich ausgebildet habe. Die Römer z. B., welche von einem Hirtenſtamme ihren Urſprung nehmen, drückten Geld durch pecunia aus, wahrſcheinlich, weil ihnen das Vieh Geld war. Bei den Deutſchen, unter welchen, als einem kriegeriſchen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von allen und zu jeder Zeit am meiſten geſchätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbeſtimmende Princip vorſtellte, welches durch Geld, gelten bezeichnet wird.

Wir wollen nun unterſuchen, wie bei fortſchreitender Cultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes ſich aufdecken und man nothwendig zum Gebrauch des Metall-Geldes kommen mußte. Es iſt gezeigt worden, daß Dauer und Größe das urſprünglich werthbeſtimmende Princip der

Dinge ist. Zwei Körper von gleicher Größe werden sich also verhalten, wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieser Satz aber kann, wie es sich von selbst versteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältniß der Dinge unter sich selbst bestimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verschiedene Menschen und für diese zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Werth haben mußten. Auch konnten zwei Produkte, an und für sich von gleichem Werth, dennoch ein und demselben Menschen von verschiedener Gültigkeit seyn. Ja in vielen Fällen mußten die Werthe der Körper mit deren Größe in umgekehrte Verhältnisse treten. Dieses Alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet lassen. Denn in jenem einfachen Natur-Zustande waren alle Bedürfnisse der Menschen gemeinschaftliche und zu jeder Zeit dieselben. Da nun jedes Produkt für jeden Menschen denselben Werth hatte, so brauchte man blos auf das Verhältniß der Dinge unter sich Rücksicht zu nehmen. Es konnte daher irgend ein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld festgesetzt werden. Dieses einfache Verhältniß mußte jedoch verwickelter werden, sobald die Menschen aus dem Stande der Natur heraustraten, *) sobald ihre Bedürfnisse

*) Ich habe diesen Ausdruck, obzwar ihn sehr mißbilligend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und liest ihn so oft, daß man nicht vermag, seiner Geläufigkeit Einhalt zu thun. Was die Schriftsteller, welche sich dieser Redensart im Ernste und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, ist mir stets unerforschlich geblieben.

mannigfaltiger wurden und von der eigenthümlichen Cultur jedes Einzelnen und dem verschiedenen Charakter der Zeiten ihre Bestimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwischen der Cultur und den Bedürfnissen der Menschen stattfindet, etwas deutlicher aussprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunst-Produkte ihre möglichste Vollkommenheit erhalten — die Theilung der Arbeiten, ist eine Operation, welche die Natur überall ausübt, und auch die Menschen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Theilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, so setzt sie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Diese verschiedene Kräfte, obzwar blos Modifikationen ein und derselben Grundkraft vorstellend, bedürfen doch jede ihrer eigenthümlichen Nahrung, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu seiner Erhaltung nothwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein Bedürfniß. *)

Wenn die Menschen den Stand der Natur verlassen haben sollen, so muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher, oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenschlicher seyn. In der That eine höchst interessante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigstens, ganz unbegreiflich ist!

*) Daher ist es ein Mißverständniß von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfnissen spricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch sie erhalten werden. Daß es aber eine menschliche Kraft gäbe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden sich auch solche zu bekennen schämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Ansichten nothwendig folgern mußte. So unbedeutend dieser Umstand auch

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirksamkeit erkannt und erst in ihren Produkten anschaulich wird, so muß in dem Verhältnisse, als letztere vollkommener werden, auch die erstere für die Erkenntniß einen höhern Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, so müssen sie die empfangene Würde sich wechselseitig mittheilen. Das Geld wird daher seinen Karakter verändern, wie die Dinge, die es vorstellt, eine andre Gestalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Kultur kannte der Mensch, wie die Welt, so sich selbst nur höchst unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwischen der Natur und ihm stellten sich seiner Anschauung in einem Bilde verschmolzen dar. Essen war sein ganzes Leben, und nach Nahrung ging alle seine Sehnsucht. Er kannte nur seinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfnisse des Herzens sich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geistes die Herrscherkraft, und aus dieser der Herrscherwille

scheinen mag, so wichtig ist er doch, da er zu äußerst falschen Ansichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, so oft sie von Staatsausgaben sprachen, nie unterlassen mögen, gegen sogenannte falsche Bedürfnisse zu eifern, und den Aufwand für solche zu verdammen. Sie haben aber solche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfnisse belegt, von denen sie sahen, daß die meisten Menschen ihrer entbehren konnten, ohne zu sterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken sollen, daß eben darum, weil die rohe Substanz der Menschheit besteht, ohne jene falsche Bedürfnisse zu fühlen, daß darum in den seltenen Kräften, welche jene Bedürfnisse zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchste Würde der Menschheit sich aussprechen muß.

hervorgingen, da der Kopf seine Rechte kennen lernte, und sie geltend zu machen suchte; da schloß sich die Welt den klarern Blicken des Menschen auf und seine Sehnsucht, das Erkannte zu umfassen, ward schrankenlos. Von dieser Zeit an hörte das, was bisher Geld vorstellte, zwar nicht auf; das allgemeinste Bedürfniß aber, als das allgemeinste Bedürfniß, mußte aufhören Geld zu seyn. Wie die Staaten so bilden sich die Menschen. Wie jene sich nach und nach der Monarchie *) nähern, wird auch der Organismus des Menschen im Verlaufe seiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchisch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrschenden Organe Bedürfniß war, das herrschende Bedürfniß überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfniß aber für das herrschende Organ kann Nichts anders als dasjenige seyn, was überhaupt jede Herrschaft nothwendig fordert, um sich zu erhalten und sich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfnissen der andern Organe Nichts gemein haben. Denn wäre dieses der Fall, dann würde, da eine Aehnlichkeit der Bedürfnisse auch eine Aehnlichkeit der Kräfte voraussetzt, die herrschende Kraft an verschiedene Orte vertheilt seyn, welches der Voraussetzung,

*) Ich verstehe unter Monarchie die Alleinherrschaft einer Idee, und setze sie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In diesem Sinn sind alle Staaten monarchisch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf ein solcher zu seyn.

daß die Regierung monarchiſch ſey, nicht entſpräche. Es ſollte blos das Princip vorſtellen, welches alle Bedürfniſſe unter ein Geſetz bringt, ſie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Organe vertheilt. Es war daher nothwendig, daß das Vieh oder ſo ein Aehnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauſchmittel zum Tauſch-Produkt herabſank. — Was trat an deſſen Stelle? —

Ein Produkt der Art, welches ſo wenig Bedürfniß für das phyſiſche Leben des Menſchen wäre, daß er jederzeit ohne daſſelbe beſtehen kann, finden wir nur in dem unorganiſchen Reiche der Natur. Hier alſo muß auch das geſucht werden, was auf der Stufe der Kultur, worauf wir jetzt die Menſchen betrachten, ſich als Geld konſtituirt haben müſſe. Von der geſteigerten Bildung der Menſchheit war die Vermehrung der Bedürfniſſe nicht die einzige Folge, es mußte noch ein Anderes daraus entſtehen. Der Menſch mußte nämlich für ſeine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Aeußerungen erkannte, für jede ihr eigenthümliches, und das gemeinſchaftliche Geſetz auffinden, welches ſie alle in Bewegung ſetzt. Er mußte das Verhältniß kennen lernen, das ihn zugleich an die Natur feſſelt, und ihn von ihr trennt; ſeine Rechte an und jene Pflichten gegen die Natur mußten ſich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht blos das Bedürfniß des Augenblicks, deſſen Befriedigung ihn beſchäftigte — es waren auch die Bedürfniſſe der Zukunft, die ſeine Thätigkeit anſtrengten. Und da durch die

Bande des Staats und der Familie, zugleich mit dem Gefühl der Liebe, das Bewußtseyn der Unsterblichkeit in ihm erwachte; so ging seine Vorsicht auf eine unendliche Zeit, wie sein Leben selber schrankenlos war. Es treten also jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch blos zum Tauschmittel des augenblicklichen Bedürfnisses diente, und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenschaften haben:

1) Die Erhaltung desselben durfte nicht so viel Kraftaufwand kosten, daß hierdurch der Werth der Kraft, die daraus bereitet werden sollte, bedeutend verringert worden wäre.

2) Es durfte keiner solchen Veränderung ausgesetzt seyn, die seinen Tauschwerth vermindern könnte.

3) Die Kraft, die zu dessen Assimilation erfordert wird, darf nicht so groß seyn, daß sie den Werth der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des ersten und zweiten Punktes konnte kein organisches Produkt Geld werden, weil organische Produkte Nahrung bedürfen und sich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erschwerte Transport viel Kraftaufwand erfordern würde. *) Diese Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

*) Dieser letztern Forderung zu Folge mußte also der eine Factor des werthbestimmenden Prinzips, nämlich die Größe des Produkts, immer mehr abnehmen, und der andre Factor, die Dauer, dafür einen Zusatz erhalten.

Doch nicht allein seiner objektiven Beschaffenheit wegen ist das Metall zum Gelde tauglich befunden worden; sondern auch, und zwar vorzüglich die Art, es zu gewinnen, war der Grund, der es vor allen andern Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Karakter der Kultur ausdrückt derjenigen Gesellschaft, in welcher es geltend ist, so folgt natürlich: daß das Geld einer spätern Zeit und von einer höhern Bedeutung, schon seiner künstlichen Fabrikation wegen, bei einem frühern und geringerem Grade der Kultur unmöglich hatte dargestellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in seiner Reinheit darzustellen, setzen so viele Wissenschaft und Kunst voraus, daß man hieraus sieht, welch eine lange Zeit verstrichen seyn müsse, ehe man dahin kommen konnte, das Geld auf eine solche Art vorzustellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunst und Mühe in seinen brauchbaren Zustand gebracht werden könnte, so würde es seiner übrigen empfehlenden Eigenschaften ungeachtet, und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der seine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich seyn.

Da das Geld das vorstellende Zeichen der Kräfte ist, so folgt: daß es von den Kräften auch seine Bestimmung erhalten und seine Größe mit ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen müsse. Wäre es möglich, daß das Geld sich unabhängig erzeugen, und sich nach eignen Regeln vermehren

und vermindern könnte, so würde es hierdurch gänzlich seine Bedeutung verlieren. Dieses würde aber der Fall seyn, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden könnten. Aber die auf die zu Tag Beförderung der Metalle zu verwendende Arbeit ist nichts Anderes, als derjenige Theil der Kraft, der vom Gelde nothwendig verzehrt und verschlungen werden muß, um selbst ein vorstellendes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.

Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Bestandtheilen unvermischt auf der Oberfläche der Erde, so würden sie, wenn auch während einer bestimmten Zeit nicht mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines Einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzustellen, so würde das Geld nicht mehr vorstellen, als eben nur die Kraft eines Einzelnen, und das sämmtliche Geld einer ganzen Gesellschaft könnte keinen größern Werth haben, als die Summen der Kräfte einiger Wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in seiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm sowohl dessen Menge als dessen Aufenthaltsort unbekannt bleibe, so könnte er weder die Kraft bestimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu setzen, noch den Punkt, von welchem dieses bewegende Princip ausgehen müsse. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, sich das Geld eigenmächtig zuzueignen,

ſo würden doch, da deſſen Beſitzergreifung ſchnell und ohne Geräuſch von Statten ginge, die Uebertreter des Geſetzes ſelten entdeckt und beſtraft werden können. So, wie ſich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte Vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein Einzelner nicht zu Stande bringen, die er wenigſtens nicht unbemerkt vollbringen kann! Und ſo bleibt es der Regierung allein möglich, dem Gelde denjenigen Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauſchmittel haben muß *).

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige iſt, was die Vereinigung der Menſchen erſt zum Staate ſtempelt, ſo können die verſchiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verſchiedenen Zeiten beſaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit darſtellt und mit größerer oder geringerer Beſonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten ſich befinden, konnten ſie erſt alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines

*) Wenn dieſe Bemerkung richtig iſt, ſo kann ſie auch keineswegs überflüßig befunden werden. Denn in der That, man hat, ſo oft man vom Gelde ſprach, dieſen Umſtand nicht genug berückſichtigt. Man glaubte, die empfehlenden Eigenſchaften des Metall-Geldes blos in der Natur und Beſchaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, ob zwar dieſe Eigenſchaften wichtig genug ſind, daß ſie mit zu jenen Beſtimmungsgründen haben beitragen können, ſo iſt die Schwierigkeit, das Metall zu erlangen, dennoch das Haupt-Motiv, warum es als allgemeines Tauſchmittel konſtituirt worden iſt.

Einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten *). In früherer Zeit, wo jene Idee noch unsichtbar herrschte, nahmen zwar alle Thätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieser Punkt verborgen war, so hatte jeder Einzelne für seine Thätigkeit eine Bewegung, jeder glaubte wenigstens es in seiner Willkühr zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit bestimme, welche sie auf ihrem Lauf zugebracht und den Raum, den sie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforsche, von dem sie ausgeht, und den, wo sie ihre Bewegung endet. Dieser letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine solche Berechnung hat also damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tausch Statt; getauscht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Werthverhältniß der verschiedenen Kräfte bestimmt werde. Es mußte also dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden, sie ward auf folgende Weise zu Stande

*) Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab, und daß wir noch jetzt Staats-Verfassungen finden, die der republikanischen Form sich nähern, deren Regierung an Kraft und Würde der besten Monarchie nicht nachsteht. Hierauf aber läßt sich antworten, daß schon seit langer Zeit die europäische Menschengesellschaft nicht anders als ein Staats-Verein anzusehen ist, und daß man die einzelnen Staaten blos als Regierungs-Verwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn also eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrscht, so kann sie es darum, weil beide derjenigen Idee unterthänig sind, welche auf dem Throne von Europa sitzt.

gebracht: Jeder Tauschende setzt den End-Punkt der Bewegung in sich selbst und ihren Anfangs-Punkt entweder in die vertauschende Person oder in den Moment, wo die Natur den ersten Keim zur Schaffung des Produkts gelegt hatte. Da nun ein ungetheilter Zweck nicht anders, als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, so ersieht man leicht, wie die verschieden gerichtete Thätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege standen. Nachdem aber die unsichtbar herrschende Idee in der Person des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Thätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen, und schloß den Punkt in sich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers, den Schwer-Punkt des Handels nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Person des Regenten durchlief, war der Maßstab für den Werth des sich in dieser Linie bewegenden Produkts. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in sich vereinigt, um sie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem Einzelnen zurückfließen zu lassen, so wird bei dieser rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes Einzelnen zurückgesetzt und der Regent stellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Werth einer jeden Sache das Produkt ist von der Ansicht des Gebens und des Nehmens, so steht es keineswegs in der Willkühr des Regenten, den Dingen

einen beliebigen Preis zu geben, ſondern er wird die Unterthanen dahin leiten müſſen, daß ſie ſowohl unter ſich, als mit dem Oberhaupt des Staats ſich freiwillig über den Werth der Tauſch-Produkte vereinigen.

Geld iſt das vorſtellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel der Bildung alſo, der in letztern aufgefunden wird, muß auch im erſtern nachgewieſen werden können. Zu der Epoche des Metall-Geldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zuſtand, den wir vollkommen nannten. Doch waren ſie es nur in ſo fern, als ſie ruhend betrachtet wurden, oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, ſich nach jenem monarchiſchen Prinzip hinzuwenden, ſo mußte, weil dieſe Bewegung nur bewußtlos geſchah, ſich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beſeitigung allein die Beſtimmung des Staats vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit beſtand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menſchengeſellſchaft waren damals nur erſt National-Kräfte und das ſie vorſtellende Geld National-Geld. Durch die Objektivirung der Monarchie aber mußten die National-Kräfte ſich in Staats-Kräfte verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip — das Staats-Geld — welches ſich zum National-Geld verhält, wie dieſes zu den National-Kräften, ſich nothwendig konſtituirte, und es endlich in der Münze dargeſtellt ward.

Da das Geld für alle einen Werth und für jeden einen

gleichen haben ſollte, ſo durfte die Ergründung dieſes Werthes kein Erkenntnißvermögen erfordern, das nicht bei allen überhaupt, und nicht bei jedem in gleichem Grade vorausgeſetzt werden konnte. Wäre dieſes anders, würde zur Werthbeſtimmung des Geldes ein Talent erfordert, das Manchem ganz abginge und die Andern in ungleichem Grade beſäßen; ſo wäre die nothwendige Folge davon, daß das Geld ſeinen Werth verändern würde nach dem Verhältniſſe jenes Talents. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der ſeiner Beſtimmung zuwider wäre, oder wenigſtens veranlaßte, daß dieſe Beſtimmung nicht vollſtändig erreicht werden könnte. In der That aber finden wir dieſe mißlichen Umſtände bei dem ungemünzten Metall-Gelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermiſcht gefunden wird, dieſe Unlauterkeit alſo von dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigſtens befürchtet werden muß; da überhaupt die Scheidekunſt damals noch nicht in dem vollkommenen Zuſtand geweſen ſeyn konnte, daß ſie es vermocht hätte, das Gold und Silber in ſeiner höchſten Reinheit darzuſtellen, ſo mußte bei jedem Tauſche die Aechtheit des Geldes unterſucht, und der Grad ſeiner Unlauterkeit erforſcht werden. Dieſe Unterſuchung erfordert aber eine Geſchicklichkeit, die verſchieden ſeyn wird, je nach der Einſicht, die Jeder in die Natur dieſes Geſchäftes, und je nach der Uebung, die Einer hat, ſolche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer

oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit Jemand dieſe Operation zu Stande bringt, um ſo mehr oder weniger muß auch das Geld von ſeinem innern objektiven Werth verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war; daß nämlich die Kraft, die auf deſſen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demſelben bereitet werden ſoll. Hierdurch wird der Tauſch äußerſt beſchwerlich gemacht. Da die Unterſuchung des Geldes einige Zeit erfordert, und der Tauſch nicht eher gültig iſt, als bis das Geld in Empfang genommen, ſo wird oft der Fall eintreten, daß während dem Akte der Unterſuchung, durch veränderte Umſtände bewogen, einer der beiden Kontrahenten ſeinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Kontrahenten werden ſich ferner darüber vereinigen müſſen, wer die Mühe des Geldunterſuchens über ſich nehmen ſoll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tauſch-Kontrakt einen Zuſatz erhält, der nicht in dem urſprünglichen Beſtimmungsgrund der Kontrahenten lag, und wodurch ihr Zweck verrückt wird.

Sobald der Staat einen ſinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in dieſem Zuſtand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in ſich vereinigt, und ſie nach allen Seiten hin wieder zurückgibt, ſo kann er die Wirkung, welche die rückfließende Kräfte auf jeden Einzelnen

machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die Jeder zum Gelde hat *). Diese Empfänglichkeit aber war, wie wir gesehen, bei dem ungemünzten Gelde verschieden. Doch durch das Prägen der Metalle ward man der Untersuchung ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erst erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zustand der jetzigen Cultur angemessen ist.

Ich breche diese Untersuchung ab an einem Punkte, wo sie anfängt, am allerinteressantesten zu werden. Ich hatte mir vorgesetzt, die Entstehung des Geldes darzustellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als vollendetem Produkte, werde ich an einem andern Orte reden.

*) Auf welche Weise der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt, und wie er sie zurückgebe, dieses zu zeigen ist hier nicht der Ort, es wird in der Finanz-Wissenschaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld seyn müsse, in welcher Gestalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieses bedarf keines Beweises, es folgt aus dieser ganzen Untersuchung. Ich will nur noch kürzlich auf das herausfließende nothwendige Resultat aufmerksam machen: wie zweckwidrig nämlich Natural-Abgaben, und Natural-Besoldungen für die Staats-Verwaltung seyn müssen.

IV.

Ueber Freimaurerei.

(1811.)

So oft unſerer göttlichen Kunſt ein neuer Tempel erbaut wird, kann man ſich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geiſt gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens friſche Lüfte ſie nicht berühren, wo der Sonne Strahl ſie nicht beleuchtet, wo ſie beim Dämmerſchein der Kerzen hinſchmachtet und ihre Farbe der Geſundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beſchwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorſam bleiben? Wie lange noch ſoll das himmliſche Licht, in die enge Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich ſeyn, die dürſtend nach der Quelle eilt? Iſt dieſes Weltall nicht geſchmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht ſtark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wiſſenſchaft ſchöner und lebendiger, als ſtumme Zeichen, auf todte

Leinwand gemalt? — Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Prieſter der Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entſendet, das der Welt ihr Daſeyn gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war ſein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnſucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm ſtand nichts gegenüber. — Verſchwiſtert waren alle Kräfte und der Schöpfung einziger Sohn ſchlummerte in Träumen der Kindheit und der Unſchuld. Nun ward das Licht, und der Friede — ſtarb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf und aus dem Schooße der allumfaſſenden Mutter ſtiegen Geſchöpfe, feindlich geſinnt im Seyn und im Werden. Das Licht, das Alles bindet, und Alles löſt, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröthe ſpottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend ſchwang der Himmel ſein blutiges Panier, und die verſcheuchte Finſterniß kehrte ſiegreich zurück. — Daſeyn kämpfte gegen Daſeyn, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verrätherei, und der Tod gegen Alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verſchenkt, es gab kein herrenloſes Gut mehr. Was das Eine erwarb, mußte das Andere verlieren; jeder Athemzug war ein Diebſtahl, jeder Pulsſchlag war ein Mord. So ſproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüthe war — der Menſch.

Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menschen sich offenbaret, so auch das Verworfenste; denn die höchsten Bäume sind's, die am tiefsten wurzeln. Wenn die sinnlosen Geschöpfe der Natur in ihren Kämpfen sich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete; so war beim Menschen nicht die That allein, auch der Wille war blutig; Reue folgte der Sünde nach, und vor dem Uebel ging die Furcht drohend einher. Die Herrschaft ward geboren, und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habsucht geopfert, und die Unschuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides, und unschuldsvolle Geschlechter mußten den Jammer ernten, den Andere gesäet. Der Wahnsinn hatte den Menschen ergriffen; er vergaß, daß nur ein Herz im Busen der Menschheit sich bewege; mit selbstmörderischem Beginnen zerriß er seine eignen Glieder, — der Mensch erschlug seinen Bruder.

So ward Jahrtausende der Kampf fortgeführt; der Besiegte verlor, doch der Sieger hatte Nichts gewonnen, und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man stritt, ward Keinem zu Theil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeschüttet, und früher, als man es selbst verlangte, gab man der schadefrohen Erde ihre Beute hin. — Was war die Quelle dieser ewigen Feindschaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis

des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Luft des Kampfes, denn oft kehrten die Völker gesättigt vom Streite zurück, gestillt war jede Sehnsucht, und jeder Wunsch befriedigt. Todesstille herrschte über Leichenfelder, und die Morgenröthe des Friedens ging glänzend auf. Darob erschracken die Bösen und hielten ihren sündlichen Rath. — „Soll unser Reich zu Grunde gehen?“ Ist nichts vorhanden, das die erloschene Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?“ Sie suchten solche Blitze und fanden sie auch. Das Heiligste, was die Erde und der Himmel trägt, das schönste Gut, das der Mensch besaß, stahlen sie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von Neuem auf. — — — Was war jenes Heilige, das dem Blödsinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht sagen. Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen, das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Sylben das Schrecklichste bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. —

Solches sahen die Guten und die Besten jeder Zeit, wie die Menschheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; sie

ſahen es und trauerten. Sie trauerten, doch ſie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils ſproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Geneſens machte ſie geſunden. Sie beſchloſſen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Sie ſprachen zu dem Volke der Finſterniß, und Worte des Friedens und der Verſöhnung ſtrömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhundete, dem Haſſe vergeudet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr euern Kindern einen Balſam hinterlaſſen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter ſchlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geſchlechter wieder hervorrufe, die ihr getödtet; das die Ruhe wieder herſtellt, die ihr betrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande eurer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!“

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehrnen Bruſt der Böſen hallten ihre Worte nachſpottend zurück. Gehört hatte man ſie, aber nicht verſtanden, und Verfolgung war ihr Lohn Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiſte trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten ſich die Hände, und der Bund des Lichts war geſchloſſen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn verſichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund,

und um den Altar des Rechts zog sich der geheimnißvolle Kreis, und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündniß, das die Edlen aneinander kettet, das den Geist dem Herzen vermählt, und dem guten Willen die That zusichert? — Es heißt hier in diesem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Maurerei. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es wie Ihr wollt, es spricht sich stets als das Würdigste aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei ist die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geschwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie ist das Asyl der geängstigten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens soll sie ordnen, das bestochene Urtheil der Leidenschaft soll sie strafen, die Handlungen des Herzens soll sie richten. Was die plumpe Hand des Blödsinnes wild untereinander gemengt, das soll sie sondern, und mit ihrem Geiste beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das soll sie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu streng verdammt, das soll sie mit ihrem Schilde schützen. — Sie stürzt die Scheidewand ein, die das Vorurtheil zwischen Menschen und Menschen aufgerichtet; sie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen seelenlosen Leib bedeckt; sie stellt Herz gegen Herz, Geist gegen Geist, Kraft gegen Kraft, und gibt dem Würdigsten den Preis. Sie lehrt den Baum nach

seinen Früchten schätzen; nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt. Sie sichert das Glück vor den Pfeilen des tückischen Zufalls, sie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens, und führt das lecke Schiff in den sichern Hafen ein. —

So, meine Brüder, sollte die Maurerei handeln, so sollte sie seyn. Doch so war sie selten, so ist sie nicht. Nicht der Göttin, dem Priester opfert man. Man ward es müde, das Kunstwerk anzubeten, man wollte den Künstler verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und sprach: Sag' uns doch, wo kömmst Du her? Wohin gehst Du? Wer hat Dich gemacht, und für wen bist Du verfertigt? Doch der Himmel verschmäht es, der Erde Rechenschaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei seiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntniß und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben stehen, und die Pforte öffnete sich nicht. Zu den Sternen schaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt — das Leuchten sah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts seinen Blick; die Vergangenheit soll ihm die Gegenwart lösen; doch die ernste Sphinx im Osten schaut ihn verschlossen an, und hinter dem Schleier der Isis lauscht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite umher und kann die Heimath nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme sich hören aus dem Innersten seines Herzens. Sie sprach zu

ihm: Bethörter Mensch, du hast dein eignes Haus verlassen, und suchst Ruhe in der Fremde. Du bist der Wahrheit treulos geworden, und suchst Heil bei der Lüge, du bist der Quelle entflohen, und suchst Erquickung in der Wüste. — Kehre schnell zurück! Mensch erkenne dich selbst. — Der Maurer hörte wohl die Stimme seines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls seiner Neugierde war fieberhaft gespannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnsinn das kritische Messer; er öffnete, er zerlegte sie; er ging ihren Adern nach, er sonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Theile klar und zergliedert vor seinen Blicken; doch eine Leiche war sie geworden, der Geist entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er sie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch versiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröstete man sich, man setzte sich hin und schrieb — Maurerische Systeme. — Systeme! — Ja der Mörder glaubte seine That gebüßt zu haben, wenn er seinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man spannte das Gemälde des gottervollen Künstlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich, blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an, und läßt weder die Anbetung in unserm Herzen, noch die Bewunderung in unserm Geiste aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge

aufgehängt, und wieder Einen, und noch Einen. Meine Brüder! kann denn das Heilige noch heiliger seyn? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; dessen Auge trüb ist, wird auch nur Trübes schauen; seyd unbesorgt, Jedem wird nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch Nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte: die Sehnsucht bleibt doch stets das Maß der Befriedigung —

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laster streitet, dann bleibt das Herz des Zuschauers nicht ganz ohne Trost; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man seine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, so endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, Tugend mit Tugend sich feindlich begegnen, woher soll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem soll man den Sieg, wem den Untergang wünschen? Ist nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So ist es in der Maurerwelt. Systeme kämpfen gegen Systeme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar ist es zu sehen; Alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch Jeder will allein sie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit Allen

theilen, doch Jeder will allein sie suchen. Das Licht ist in seine Bestandtheile zerfallen, und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat sich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält standhaft die Einigkeit von sich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verspottet, — verachtet; denn das stolze Sonnenbild hat seine Wiege vergessen, und schämt sich seiner Mutter.

Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern? — Er wird kommen der Tag des Lichts! Mögen immerhin Pygmäengesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Wahrheit; wir lächeln und sind des Sieges gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunde der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröthen sieht, man sagen möge: „Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Schaam!“

V.

Was wir wollen. *)

(Juli 1814).

Es frommt uns nicht von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der schützenden Brustwehr gelehnt, sorglos hinabzuschauen in die wilden Fluthen, die das Unerforschte und das Unerforschliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüber schreiten — Pfeiler können brechen.

Beneidenswerthes Geschlecht, dem vergönnt ist, das Seltene zu sehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüthe der Zeiten, was die Geschichte in ihrer geheimnißvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meisters Mühen umschleiert. Beneidenswerthes Geschlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe schwelgend, wir erfreuen uns der selbsterworbenen Kraft. Nicht wie sie, des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein besseres Loos zu Theil. Was wir als Bürger gethan, hat auch den Menschen belohnet; wir haben den

*) Frankfurter Journal.

übermüthigen Feind beſiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geſchlagen. Die Freuden aller Jahreswechſel ſind uns vereint gegeben.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unſere Kraft vergeuden, ſondern die Luſt in keuſcher Ehe umarmen, damit ſie fruchtbar und unſterblich werde. Nicht das iſt unſere Größe: der Flitterglanz ſchillernder Empfindungen, oder die Vergänglichkeit großer Thaten, die im Rauſche, wenn auch in dem edelſten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu thun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterſtrahl hat unſere Nacht erleuchtet, aber nur da iſt Wahrheit und iſt Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geſchehen, aber Helden ſind es auch in ihren Häuſern, und überall, wo ſonſt die Gemeinheit den Weg alles Fleiſches wandelt. Zwar ziemt uns die Ruhe am Abend des heißen, geſchäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Thaten ruft. Darum laßt uns, nachdem wir das Geſchehene berechnet, beſonnen überlegen, was ferner zu thun ſey; was zu thun ſey, damit über des Lebens Gaukelei nicht der heilige Ernſt, und über den Genuß der Freiheit, die Kraft, ſie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutſche ſeyn, frei in unſerem Haſſe, frei in unſerer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem

Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet, und kann nur tödten; aber die Luft, die ſchmeichelnde, vergiftet und verflecht. Jene lähmt die Kraft, dieſe auch den Willen. Wir wollen frei ſeyn, nicht jenen Inſelbewohnern unterthan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünſchen, ſie zu ſeyn, nicht es ihnen nachzuthun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, ſich ſeinen Handelsweg durch beſiegte Feinde bahnt, wo er, mit Gewürzen, auch den Boden erbeutet, der ſie trägt, und Könige, die den Boden beherrſchen; dort iſt es edel zu gewinnen — der wuchernde Epheu ſchlängelt ſich um die Eiche der Kraft. Wir aber ſind Waffenſöhne; in dem Eiſen iſt unſer Gold.

Wir wollen freie Deutſche ſeyn, und damit wir es bleiben, über ſclaviſche, willenloſe Völker auch nicht herrſchen. Mögen jene Knaben ſich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhms ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht theilen und nicht ſtören, wir wollen es belächeln und verachten. Weil ſie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, ſind ſie vor der Zeit gealtert und kindiſch geworden. Gefährlich iſt's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.

Wir wollen das deutſche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt, und Größe aus unumfaßlichen Kolossen ſpricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Rieſenſchwert in die Scheide zurück. Wir ſind uns ſelbſt genug; wo nicht, auch ſie nicht. Wir ſind, wohin ſie [illegible]ien. Sie haben Wälder auszurotten im

Reiche der Natur, und da, wo der Geist herrscht; uns lacht ein freundliches Land. Wir wollen seyn, wie unsere Luft, fern von entnervender Schwüle, und fern von erstarrender Kälte, damit sich Muth mit Liebe, und Kraft mit Schönheit paare.

Wir wollen Deutsche seyn, ernsten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühllosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark seyn, der Gebieter in seiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; so daß Jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichtesten verloren. So geschah's. Man hatte im Wahnsinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkstätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hülfe — in Asche ging der Scepter und der Wanderstab. Man hatte alle Dämme eingerissen, und als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläste trafen, sich hinab bis zu den niedrigsten Hütten geschlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgestoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürsten hinzudrängen; sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt; aber das Schwert kann nur tödten, der Wille siegt.

Mögen Andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden der bürgerlichen Gesellschaft wühlen, das Herz

in den Magen ſchieben, das Gehirn neben die Leber ſtellen, und den Lauf des Blutes nach eigner Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entſcheidung wird es lehren, daß Vieler Wille und Willenloſigkeit und Willkühr zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieſes: daß Thränen ſpäter Reue in dem Himmel, und nicht auf Erde fruchten.

Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelſchlingen eitler Convenienzen zappeln, ſondern Männer auch im Frieden ſeyn, damit die Noth uns geharuiſcht finde; Löwen ſeyn, keine Schmetterlinge, und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am ſchnellſten wiederbringen, oder am lieblichſten mit ſäuſelndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne ſolchen Preis verachten. Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner ſchlauen Gaunern zu Theil, die in dem Dunkeln trippeln, und das ſchlafende Geſetz beſtehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben, dem Würdigſten, dem Beſten.

Ernſt ſey in den Spielen unſerer Kinder, damit ſie dem Ernſt, froh und leicht, wie in dem Spiele üben. Sie ſollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römiſche Worte und Thaten dumpf bewundere, ſondern in Luſt und Freiheit es ihnen nachzuthun. Sie ſollen tauchen lernen in die Fluthen der Ströme und in die Fluthen der Zeit, damit ſie des zerbrechlichen Fahrzeugs nicht

bedürfen und ſich verlaſſen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgeſogenen Volke, das frech mit Geſetzen ſpielte, und zum Spotte geworden, weil es Alles mit ſeinem Spotte beſudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürſtenſohn auf jenes Inſelland, wo in den Bergen das zornige Eiſen wohnt, und wo die gerechte Vergelterin ſich ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrſchen lerne, und dort die heilige Lehre vernehme Müller's und der Weltgeſchichte: Wer gewinnt, hat nur ſich ſelbſt zu fürchten; wer verliert, keinen anzuklagen als ſich ſelbſt.

Auch ſollen unſere Frauen ſich dem eiteln Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze ſtricken. Penelope, die Mutter der Gracchen, und des Ritters züchtige Braut, ſaßen nicht am Spieltiſch moderner Damen. Sie ſollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geſchick uns ſchlägt. Sie ſollen das heilige, ungetrübt Menſchliche bewahren, worin ſich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen; das Eine, worin die tauſendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zerſplittert, ſich wiederfinden und verſöhnen — die Liebe.

Denn wahrlich, das iſt's, was vor Allem Noth thut: daß ſich die Sitten mit den Zeiten verſchwiſtern, damit nicht etwa nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns ſelbſt nicht mehr kennen, unſre eigene Thaten belächeln, und hingehen, um in Aſſembleen die ſehr komiſchen Träume zu erzählen.

VI.

Ernsthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel.

(1818.)

„Mit gnädigster Erlaubniß."

Vor meiner nachfolgenden Rede stehen diese Worte nicht ganz so übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels sind sie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zunft aus dem Tempel der freischaltenden Kunst durch Lakaute eines heiseren Knechtsinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künstlern verstatten, daß sie unser Gemüth und unsern Geist erfreuen? Die Art freilich, wie dieses auf manchen Bühnen geschieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber so boshaft wollte der geistreiche Verfasser des Komödienzettels vorsätzlich gewesen nicht seyn. In einer freien Stadt, wo die Bürger sich selbst regieren, sollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelsucht möge gegen so

Etwas eifern, und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung absichtslos gebraucht werde, sich breit und wichtig auslassen. Darin eben ist die Gefahr, daß das Wort hohl ist, es kann so mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu seiner Mischerei keiner Schale bedürfe; der Trank ist der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten sind, da findet sich leicht ein Schließer. Ein witziger Pisistratus bedürfte nur eines solchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweisen, daß sie leibeigen sind und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust müßte das Kettengeklirre gefesselter

Zungen nicht unerträglich seyn, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam, und die schönsten und nothwendigsten Gedanken, um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortkappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immerfort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an

einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich Alles folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben so angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, du taumelnder unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er dir nicht tausend Räthsel gelöst, die dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt.

Dann Jüngling, wenn du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen wolltest, lasest du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menschen hängt er das erdwärtsziehende Gewicht des Alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlst du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns Alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst du, daß er in deiner Nähe in Frankfurt ist und in der Buchgasse wohnt. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest du wenigstens den Muth. Nun setze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Dokter, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen

gütigſt verzeihen. . . . . " Jetzt ergieße dich, wenn du kannſt oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies Alles gebracht haſt, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückſeliger, läßt du täglich hinter die gnädigſte Erlaubniß ein Ausrufungszeichen ſetzen? Das iſt Schuld an Allem. Es hat mich gewaltſam auf jenen Tadel geſtoßen, da dieſes Zeichen dir den Schein gibt, als machteſt du dich über dich ſelbſt luſtig und riefeſt allen Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lachet die gnädigſte Frau Erlaubniß aus.

Wenigſtens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Gibt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl ſeiner Vaterſtadt nicht ſo ſehr liebte, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum Erſtenmal ohne gnädigſte Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Meſſen und einem Neujahrstage gebildeten Dreiklang unſeres Zettelträgers gerne quadrire? Gewiß nicht Einen.

VII.

Kleine Gedanken über ständische Verfassung.

(1818.)

Wer die Geheimnisse der Pflanzenwelt zu erforschen und zu preisen weiß, wird ungeschickt und unwillig den Pflug führen. Da habt Ihr eine Formel, nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menschen abgemessen werden muß, damit sie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaften nöthig, da bei den jetzigen Verfassungen der Staaten die aus der gesteigerten Geistesbildung entspringenden Ansprüche so vieler Menschen nicht befriedigt werden können. Es gibt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieses Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräsentation, indem diese der Geistesbildung abwechselnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates ist das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener

ſtrebt nach der Erhaltung des Beſtehenden, dieſer nach dem Wechſel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieſer das Intereſſe der Gegenwart und des Beſondern. Jener bemüht ſich für das Recht und den Beſitz, dieſer für die Kraft und die Erwerbung; jener iſt thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieſer für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringt aus dem richtigen Verhältniſſe, in welchem beide Kräfte zu einander ſtehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geſchlechts und des Geiſtes der Zeit nicht berückſichtiget, und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derſelben angefeindet, muß widerſtrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil ſie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrſcht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, ſeinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft nicht blos auszubeſſern und zu ſchmücken ſich bemüht, ſondern auch an dem Grundſteine rüttelt, ſo ſtürzt das Haus rettungslos zuſammen. Der Zweck aller Bewegung iſt Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräſentativen Verfaſſung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Intereſſe des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs; das wandelbare Intereſſe, dem das Beſtändige aller Zeit ſich anſchmiegen ſoll, vertheidigen die

Deputirten. Der Fürst hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er sorgt für die Zukunft, während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die starre Unbeweglichkeit so wie die allzugroße Wandelbarkeit der Gesetzgebung.

Wer soll die Volksrepräsentanten wählen? Natürlich nur Solche, die selbst wahlfähig sind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Ansprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen, nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was soll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und deren verschiedene Interessen und endlich die einzelnen Bürger.

Es ist nicht immer das wichtigste Interesse und die bedeutendsten Klassen der Staatsbürger sind es nicht, welche am mächtigsten vertreten werden müssen; sondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand sind mächtig genug, sich selbst geltend zu machen, aber die leise und furchtsam sprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müssen am lautesten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es gibt ferner nicht blos unmündige Klassen der Gesellschaft, sondern auch unmündige Interessen, die der Theilnahme am meisten bedürfen, weil sie deren am wenigsten erregen. Aus jenem Gesichtspunkte betrachtet ist

es ungerecht, wenn man die Juden nicht Theil an der Repräsentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um so mehr ungerecht und dem Wesen der Repräsentation widersprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann sind sie als politisch Gebrechliche oder als Kinder anzusehen, und als solche bedürfen sie am meisten der Vormundschaft. Aber wem anders dürfte diese anvertraut werden, als den Gesunden und Erwachsenen unter ihnen selbst? — Da den unmündigen, unerwachsenen Bedürfnissen eine Fürsprache am meisten Noth thut, so sollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Verhältnisse mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräsentirten Körperschaft stehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher sey, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wissenschaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Untersuchung, daß sie beide dazu berufen werden müssen. Der Gegenstand der Ausmittelung ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen sollen, und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geistreichen unter den Volksvertretern überwiegend seyn müsse. Für das Erstere spricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müssen, dingliche und persönliche. Zu den Ersteren gehört sein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derselben; zu den Andern seine Freiheiten, seine sittliche, politische und

religiöse Selbstständigkeit. Die dinglichen Rechte sollen von den begüterten Deputirten, die persönlichen aber von den wissenschaftlichen vertreten werden. Die Ersteren sind von mannigfaltiger, oft sich feindlich gegenüberstehender Art. Der Besitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben sich wechselseitig widerstrebende Interessen, die wieder jedes für sich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verschieden sind. Die persönlichen Rechte der Bürger aber sind für Alle und aller Orten fast die nämlichen. Gesetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. s. w. sind Rechte und Ansprüche, die für Jeden die nämlichen sind, und nur der Unterschied der Stände wird eine Schattirung dieser Verhältnisse bewirken, da die persönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege stehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer stärkeren Vertretung als dessen Person bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wissenschaftlichen übersteigen müsse. Ganz ausgeschlossen dürfen die Gelehrten von der Repräsentation nicht werden, weil sie dann als Inhaber blos persönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein sie selbst sondern die Gesammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Personenrechtes seyn, weil sich oft beide Interessen einander widerstreben.

Bei einer einzigen Kammer in den Ständeversammlungen

würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenübersteht; aber eben dieses Uebermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich, und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwischen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu stark, und sie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne sich wechselseitig wehe zu thun. Der zwischen ihnen stehende Adel soll keineswegs eine trennende Scheidewand zwischen Regent und Unterthanen, sondern nur die Abgrenzung bilden, über welche Beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer selbst zustehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwischen Volk und Regent liegt, von selbst bestimmt.

Das wahre Interesse der Regierung ist auch das des Volks, aber Letzteres in seiner ausschweifenden Freiheitsliebe verkennt oft diese Verbindung und setzt sich und sein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß selbst um des Besten des Volks willen unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürsprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichsten sind. Es heißt also das Princip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener sollten zu Repräsentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzuvieler Staatsämter sich nicht ein gefährliches Uebergewicht verschaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beschränkung derselben leicht verhindern.

VIII.

Geschichten, Sagen und Meinungen.

(1818.)

Spanien. — Die bisherigen Minister sind abermals abgesetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es schon öfters geschehen, mit sultanischer Eigenmacht verfahren, da man die Verabschiedeten aus Madrid verbannte, sie innerhalb vier Stunden abzureisen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorschrieb. Man wechselt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der spanische Hof wird so lange das Unmögliche versuchen, bis es dahin kommt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er sucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer sehen, welche den Geist der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verstehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt sind, ohne diese Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumschränkten Herrschaft mit Waffen umgeben sollen, die nur eine freisinnige Staatsverfassung verschaffen kann. Wo gibt es aber Männer, die

ihr Herz ſo ängſtlich vor dem Einfluſſe ihres Geiſtes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Miniſter ſcheinen die Anſichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn, ſeitdem ſie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüſtung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürſten ſollten es nicht dulden, daß Spanien die thörichten Verſuche zur Unterjochung ſeiner amerikaniſchen Länder fortſetze; nicht wegen der fruchtloſen Schlachtopfer — was iſt eine zertretene Menſchenſaat, das nächſte Jahr erſetzt ſie euch! — ſondern weil es ihnen allen gefährlich iſt, europäiſche Kinder (daß ſie es noch ſind, weſſen iſt die Schuld?) in die amerikaniſche Revolutions-Schule zu ſchicken. Eigenmächtige Fürſten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obſiege, ſie bringen in ihre Heimath Grundſätze zurück, die der Alleinherrſchaft verderblich ſind. Sieht ein Mann ernſten Sinnes der Muſterung des Heeres zu, ehe es von Cadix abſegelt, ſo fragt er ſich gewiß in ſeinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden ſeines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Miniſterialwechſel wurde auch ein neuer Groß-Inquiſitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geiſtliche Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil dieſe allein dem ſchwankenden Hofe eine gewiſſe Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es ist dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommission zur Untersuchung der sogenannten Verrufserklärung und ihrer Hauptürheber und Beförderer niedergesetzt worden. Es soll dieser Hochschule eine ganz neue Einrichtung bevorstehen; man will dem akademischen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studirenden entziehen, und diese der städtischen Obrigkeit unterwerfen. Es ist von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Universitätswesen in Deutschland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuversicht gesprochen werden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannövrische Regierung macht, um zu einer entschiedenen Umgestaltung des deutschen Universitätswesens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geistes, aber ihres Geistes, dieselbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke gegangen war, so ergibt sich vielleicht, daß Alles vorbedacht und bereits angeordnet gewesen, und man nur Ereignisse, die auf deutschen Akademien seit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüstern war, sich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes arglistigen Krieges nicht zum Voraus unterrichtet und damit einverstanden waren, so werden sie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verschmähen. Denn wem ist es unbekannt, daß es Staatsmänner gibt, die seit dem achtzehnten

Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig ſchlafen können, weil ihnen das Wartburgsfeſt wie ein Alp auf der Bruſt liegt und ſie beängſtigt, und die, wie ſie es gewohnt ſind, mit dem Geſpenſte ihrer Einbildungskraft auch die Fürſten von ihrer Ruhe aufſchrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilſames Mittel zugeführt und deſſen üblen Geſchmack für ſich allein behalten zu haben. Möchten ſie es nie bereuen und nie zu ſpät einſehen lernen, daß Hannover Deutſchlands Mund iſt, der nicht blos dazu dient, die bittern Arzeneien zu verſchlucken, die das engliſche Miniſterium dem deutſchen Staatskörper einzugeben für gut findet, ſondern ſich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen ſie thun, was ihnen beliebt, es geſchieht doch nur, was der Himmel für gut findet, uud endlich wird es den Menſchen klar werden, daß die Vorſehung, ſo oft ſie große Zwecke erreichen will, den Beherrſchern der Völker die Augen verbindet, um ſie leitſamer zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreiſe ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großſtädtiſche Geſinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor Kurzem, was folgt: Eine Deputation der hieſigen Stadtverordneten machte dem neuen Gouverneur der Reſidenz, General Grafen von Gneiſenau, vor einigen Tagen ihre Aufwartung, und empfahl Sr. Excellenz das Wohl der Berliner Bürgerſchaft.

Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher ſich Se. Excellenz mit vieler Güte und Herablaſſung äußerte u. ſ. w.

So etwas in's Franzöſiſche überſetzt, müßte drollig zu leſen ſeyn. Faſt zweimalhunderttauſend Menſchen machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen ſich's zum Glücke, daß ſie ſo lange vor ihm ſtehen durften, und der General läßt ſich herab, gütig mit ihnen zu ſprechen. Wahrhaftig, der brave Gneiſenau hat es nicht verdient, daß man ſo kriechend und balſamiſch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur geweſen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerſchaft zur Thüre hinausgeworfen; denn ſie war gekommen, um ſich die Befreiung von Wachtdienſten zu erbetteln. Dieſe Hauptſtädter alle ſind die gefährlichſten Feinde der deutſchen Volksfreiheit; ſie ſchmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belaſtet werden. Die winzigen, engherzigen Menſchen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben ſie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen, und die Schwachköpfe wiſſen es nicht zu berechnen, daß ſie in den ſechzig Minuten, am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil ſo viel hätten erſchachern können, als es ihnen an Abgaben mehr koſtet, wenn ſie die Oberherrſchaft des Soldatenſtandes wieder aufkommen laſſen. Geht nur, ihr luſtigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr ſeyd Taugenichtſe, wie ihr

immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure sumpfige Empfindung kräuselte, es ist nicht mehr, und die Pfütze — schläft.

Otaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Excellenz, der Finanzminister Uhauga, haben sich gestern auf eine, noch von Keinem versuchte Weise zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbsterschrecken. Er saß, und anscheinend ganz ruhig, bei einer Tasse Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte, die Worte aussprach: die Presse ist frei, der Teufel ist los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieser Staatsmann wird allgemein bedauert, und man begreift nicht, was ihn zu diesem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geistesanwesenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffesten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Elisabeth gehalten wurde, erschien auch eine erhabene weibliche Gestalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufsehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham sie erblickte, näherte er sich ihr, schrieb ihr ein T in die Hand und sprach: ich kenne dich, schöne Maske! Diese verließ darauf eiligst den Saal und man hatte sie nicht wieder gesehen. (Morning-Liar.)

Cap Henri, vom 4. Oktober. — Se. Maj. der König

von Hayti, ſtets auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politiſchen Perpetuum immobile, das ſeit Jahrtauſenden vergebens geſucht worden, auszuſetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines erſten Miniſters als erbliche Würde in ſeiner Familie. Die betreffende Verordnung war ſchon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

IX.

Ein Gulden und etwas mehr.

(1818.)

Die Natur der Dinge und was ſchön ſey oder mißgeſtaltet, malt euch jeder Batzenſpiegel nicht minder treu zurück, als das hohe ſtolze Glas am Pfeiler eines fürſtlichen Gemaches. Die Weltgeſchichte pulſiert in Täglichkeiten. Darum, wer emſig iſt und frohen Muthes zu forſchen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menſchheit in einer Taſchenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer ſo geſinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich geſteigert worden, nicht weniger als mich ſelbſt aufgeregt und warm gemacht. Für Dieſe brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen, die blödere Sinne haben, thue ich es. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als ſey er ein Floh oder ein Mückenflügel, unter das Mikroſkop ſetzen, damit ſein kunſtreicher, faſt wunderbarer Bau erkannt und angeſtaunt werde.

Als Voltaire ſagte: Der erſte König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieſer Mann nicht, was er ſprach.

Der erſte König war ein fieberkranker Bauer, der in ſeinem Irrſinne ausrief: „Ihr Leute ſeyd meine Unterthanen und mir Gehorſam ſchuldig,“ und da er geſundete und von dem Schmerzenslager ſich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen ſeines Bettes niedergeſunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unſchuldigen Deſpoten; die Unterthänigkeit war ſchon ſo raſch im Gange, daß man der Zeiten ſich nicht mehr erinnerte, da man frei geweſen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrſchaft ſo entſtanden ſey, da ja vor unſer Aller Augen dieſe Erſcheinung ſich erſt geſtern erneuert hat? Drei Menſchen ſagten zu Vierzigtauſenden: Ihr ſollt einen Gulden zahlen — und ſie thaten es. Sie thaten es? Nein, das iſt noch nichts. Sie thaten es ungern, ſie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und ſchweigt; ſo war es immer geweſen. Gehorſam wurde weit öfter gefunden als geſucht, und Knechtſchaft war früher als Herrſchaft.

Ich ſehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle, wie ſie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen ſitzen, ſagen: der Mann hat recht, es iſt unverzeihlich, was wir uns gefallen laſſen müſſen! und dennoch um 6 Uhr in's Schauſpielhaus gehen und mit möglichſter Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten ſich zu verabreden, daß ſie es nicht eher wieder beſuchen wollten, bis die alten Preiſe hergeſtellt ſind, und es müßte eine Abänderung geſchehen. Aber nein, ſich befehlen laſſen iſt eine ſo ſüße Gewohnheit!

Man ſoll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und ſtarken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und ſchwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen, und können es um ſo unverzagter, da, werden wir auch hier beſiegt, noch nicht Alles verloren iſt. Denn dann, dann erſt tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entſchuldigtet ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachſicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, ſchlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen, koſten Brod, Bier, Holz, Oel, Talg und die übrigen Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt mehr als vormals? Nein. Hat ſich das Schauſpiel verbeſſert, iſt es um ein Fünftheil mehr werth als ſonſt? Nein, nein; es iſt koſtbarer aber nicht köſtlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreiſes entſprungen ſeyn, als aus dem majeſtätiſchen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kaſſe wäre im Rückſtande; allein wer anders als ſie ſelbſt hat den Schaden zu tragen, den ſie durch eine unverſtändige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Erſparungen ſich zugezogen hat? Stehen ihr ja beſſere Gründe zu Gebot, womit ſie ihr Verfahren rechtfertigen kann, ſo ſollten dieſe zu unſerer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte ſich nicht

ein Einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem grauem Löschpapiere gedruckten, wohl abgefaßten, Darstellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausschmückung und Veredelung der Bühne seit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geschehen sey.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt ist, wie sehr wir stets bemüht gewesen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zustande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, so liegt es an der Bescheidenheit derjenigen, welche sie besuchen, weil diese sich nicht eingestehen mochten, daß so viel dazu nöthig war, ihre Forderungen, das heißt, die des feinsten und höchsten Kunstsinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht schweigen, ohne uns selbst zu nahe zu treten, und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutschland von der attischen Bildung unserer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles rednerischen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten, und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebessert haben und noch ferner für sie zu thun gesonnen sind.

1) Andere und zwar die besten Theaterdirektionen begnügen sich damit, gute Schauspieler und Sänger zu haben, mehr thun sie nicht. Wir aber sind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus

der Einrichtung der menschlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönste und Beste abstumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden, unsere Bühne mit guten Mitgliedern zu versehen, sondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl schlechter bedacht, damit es nie an Gegenständen der Vergleichung fehle, und die Lust an den bessern Schauspielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, so oft sie zu haben waren, die untauglichsten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß sie würden ausgezischt werden, als Gastspieler auftreten, aus genannter Ursache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir jährlich mehr Geld für schlechte Gastspieler, als andere Bühnen für ständige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren, da die Brodfrucht, und mithin auch das, worauf sie wächst — das Stroh, so theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolstern, sondern auch Fußdecken von diesem kostbaren Stoffe verfertigen lassen.

3) Ist mit sehr vielen Kosten die Büste des unsterblichen Lux, den Europa betrauert, aus der besten Kreide verfertigt, hingepflanzt, und dieser Künstlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienstes auf das umrollende Rad der Zeit gleichsam festgeflochten worden, wie sich Jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufsieht.

4) Hat man seit einiger Zeit sehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet.

5) Sind vor der Thüre zwei Oefen dicht neben einander gesetzt worden, woran auch im strengsten Winter die Nahestehenden sich wärmen können, und wodurch dem Frieren zwischen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen ist.

6) Gedenken wir im nächsten Jahre noch andere Verbesserungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Ansehen von Großsprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orchesters, die seit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, soll vermittelst ganz neuer Nägel fest gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt ist, frisch mit Stroh auszufüllen sey. — Ist es sehr leicht möglich, daß die Priesterkutten in der Zauberflöte gewaschen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches, weil dieses durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr abzubrauchbar geworden ist u. dgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unsere gute Absicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen, eine Erhöhung des Eintrittspreises uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuspruch. — Frankfurt, den 1ten September 1818.

Wer, auf diese Weise belehrt, hätte nicht mit Vergnügen seinen Gulden bezahlt? Aber so ohne Weiteres drucken zu lassen „In das Parquet 1 fl.“ das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Nachschrift.

Später als Obiges geschrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem sehr achtungswürdigen Manne zu besprechen, welcher, aller Verhältnisse unserer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreises glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünsche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden sollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu stimmen, sich fähig zeigten; aber meine eigene Ansicht widerstand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabsichtige eine umfassende Verbesserung der Bühne, man wolle die besten Schauspieler und Sänger zu gewinnen suchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens sey der Theaterpreis im übrigen Deutschland stets auf der Höhe gewesen, auf welche er erst jetzt in Frankfurt gebracht worden sey. Was den letzten Punkt betrifft, so habe ich selbst die Bühnen in Darmstadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin besucht, und jene Behauptung nicht bestätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigstens zur Zeit meiner Reisen) kostete der Eintritt in's Parquet einen Gulden. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat er mich noch weniger überzeugt. Warum soll das Publikum die Verbesserung der großen Mängel unserer Bühne erst besonders erkaufen müssen? Warum soll die Vergütung dafür früher geleistet werden, als jene Verbesserungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte

Verfahren billiger, ja klüger gewesen? Hätte die Direktion damit begonnen, unser Theaterpersonal durch Anstellung vorzüglicher Künstler aufzufrischen und zu verjüngen, dann wäre das Schauspiel zahlreicher besucht worden, die Kasse würde sich schnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vortheils willen, eine so große und stark ausgesprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unserer Bühne heimgegeben ist? Was die Sinnlosigkeit beschließt, wird vom Eigensinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich diese Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs sich tausend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direktion, die sich durch bessere Einsicht und durch den Besitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunstsinnes auszeichnen; diesen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum sind sie nicht beharrlicher, das, was sie für das Beste erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was ist ein guter Wille, wenn er nicht auch stark ist? — —

Seyd versichert, meine Landsleute, daß unser Theater so lange in seinem gegenwärtigen schlechten Zustande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter seine Oberaufsicht

nimmt. Und warum ſollte ſie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker beſorgt zu ſeyn? Und warum würde ſie es nicht, da ſie ja aufgeklärt genug iſt, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte ſie es nicht, da ja das Schauſpielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine ſtärkere Stimme, als die meinige, dieſes zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der geſetzgebende Körper, der ſich bald neu verſammelt, iſt gewiß genügſamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf ſinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Chriſten erfreue, durch beſſere und wohlfeilere Schauſpiele.

X.

Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegenüber.

Drittes Heft. Frankfurt am Main, 1820.

Dieses Werk zeichnet sich nicht blos durch seine Wohlfeilheit aus (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer), sondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser gibt darin die überzeugendsten Beweise, daß die zwischen einem Leihbibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung keine Löwengesellschaft sey, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, sondern daß beide Theile dabei gewönnen, ob zwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Daseyn und macht ihn zum unumschränkten Herrn seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften. Aber, „durch dieses allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist.“ Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel seyn an Geld und Geist, der nun die herrliche

Gelegenheit vorübergehen läßt, ſich ſeine Apotheoſe ſo wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jetzt koſtet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Leſegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht ſo viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anſchlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für ſeine Leidenſchaften und ſeine Sinnlichkeit erſpart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunſt nur dazu dienen, das Wirthſchaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Dieſe vortreffliche Schrift des Herrn Döring iſt aber insbeſondere für mich und einige Andere von ganz unſchätzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel ſind eben ſo viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienſte zu tapfern Rittern ernannt worden ſind. Unſere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelſtande werden gegen täglich 1 Kreuzer Leſegebühr ausgeliehen, für die unſrigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und dieſe Vornehmen unter der Menge ſind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nicht die Verdienſte, ſondern ohne Unterſchied das Verdienſt belohnt hat. Die „Wage“ wie „die Pferdeluſt zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber,“ „Wolfs Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Duderſtadt“ wie Cäſars Spielalmanach,“ und Franks Ueberſicht des

Hypotheken-Weſens zu Frankfurt am Main" haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, iſt der Umſtand, daß er, obzwar ein Frankfurter, — die ſeit fünf Jahren nur die Bekenner der drei chriſtlichen Religionen als Menſchen anſehen — dennoch zwei türkiſche Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Caſtellans Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen," und „das türkiſche Reich in allen ſeinen Beziehungen" von Thornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir ſelber wäre ſie unbeſcheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige iſt, das keine Kupfer hat; denn Hoffmann's Kater Murr hat wenigſtens einen kupfernen Deckel.

Doch es iſt Zeit, daß ich zur Hauptſache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir ſchmeichle, einen weltgeſchichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die ſchriftſtelleriſche Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das ſchöne Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft. Die beſchwerliche Landreiſe nach Leipzig und zurück wird künftig erſpart werden können. Es iſt eine eben ſo bekannte als befremdende Erſcheinung, daß die Schriftſteller nicht nach Verdienſt bezahlt werden. Ihr Ehrenſold beſteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirkſames Mittel, dieſes unnatürliche

Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Herrn Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unſere Werke verleihen müſſen, ſtatt ſie zu verkaufen. Ich will berechnen; was mir mein literariſcher Kleinhandel auf dieſe Weiſe abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu leſen koſtet, wenn ich Herrn Döring's billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibſtuben beſchäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, ſo würden ſie 4 Kreuzer Leſegeld darauf verwenden. Nun iſt es gewiß keine unbeſcheidene Schätzung meiner ſelbſt, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menſchen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieſes betrüge zuſammen 1000 Gulden Leſegeld, und für einen Band von 8 Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutſche, und, nach dem Verhältniß von Frankfurt den dritten Theil der Nation zu meinen Leſern, ſo würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich 4 Bände ſchreiben würde, dieſe zuſammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnſt einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenoſſen, mir dieſes nachzuthun? Wahrlich mir wird ſchwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das dritte Heft der Wage iſt unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verſchenkt werden, oder ſo gut als verſchenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es

wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschickt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Lesern 30000 Tage oder 82 Jahre 2 Monate und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit dieser Einrichtung um so zufriedener seyn werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen und frei schreiben darf, wie ehemals; denn für meine verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel seyn, ob ich, wie sonst, gerade heraus sage, sechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann."

XI.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der satyrisch-humoristischen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernst Klein's literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt." Hierauf bezieht sich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr Börne, der jetzt wieder in dem von ihm so geschmähten Frankfurt lebt, findet für gut, seinen Witz jetzt in seiner Wage an Schriftstellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftstellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die schon laute Mißbilligung erregt hat."

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyrisch-humoristische Gedichte, besonders in Bezug auf neuere Zeitereignisse; dabei auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß

es scheint, als wenn das kleine Comptoir wenigstens so groß sey, daß es keine Börne'sche Wage (die nirgends gesetzlich oder üblich eingeführt ist) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich seyn, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich sey auch ein Judenfeind!

„Herrn Börne's Schreck vom 20. September 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig seyn? Dann hat der gescheute Herr Börne den Herrn Dr. Döring gar nicht verstanden, und von meinem Wirken weiß er gar Nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, so haben doch freimüthige Kritiker seinen Freimuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkühr zu kämpfen gehabt, ohne diesem durch eine Reise nach Paris auszuweichen."

Ernst Klein,

Buch- und Kunsthändler in Leipzig und Merseburg.

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben so grausam, als die Vorrechte, welche die Geburt sich anmaßt, lächerlich sind. Daher war auch der Witz ein schlechter, den ich auf Herrn Klein angewendet. Er war gegen den guten Geschmack, er wäre aber auch unsittlich gewesen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben

können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der schlechte Witz ansteckend ist, und ich nicht vorsichtig genug war, als ich die satyrischen Gedichte des Herrn Döring beurtheilte. Es würde mir sehr wehe thun, den Herrn Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, selbst, und weit stärker beging, mein Gewissen beschwichtigt hätte. Hr. Klein hat Recht, der Buchhändler ist neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung seiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, sind die großen kriegerischen Zurüstungen nothwendig gewesen? Herr Klein hat nicht blos den ganzen deutschen Bund feindlich gegen mich gestimmt, sondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündnisse gegen mich geschlossen. Nie habe ich Frankfurt geschmäht; denn Unrecht und Irrthum haben so wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für diese, wenn ich gegen jene stritt, so mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geschehen, aber der Ort des Kampfes ist nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmann's Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den besten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbrust so hoch nicht trägt, und ich versucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapions-Brüder bestritten, und da

ich hierin Muth gezeigt, so geschah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen schwachen Feind gewagt hätte. Hoffmann's Wissenschaft, nicht seiner Kunst bin ich entgegengetreten; beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre sehr zufrieden, wenn mich dieser geistreiche Schriftsteller nur um die Hälfte weniger schätzte, als er selbst von mir geschätzt wird. Wie konnte Herr Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang seines Buchhandels mit Geringschätzung bezeichnen wollen? Wäre dieser nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr Klein Recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von seinen Geschäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr Klein in dem neuesten Leipziger Bücher-Verzeichnisse steht, und die beide in neuen verbesserten Auflagen erscheinen, nämlich: „Die Heirathslustigen, ein kurzweiliges Lottospiel mit Karrikaturkarten für frohe Gesellschaften" und: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelspiel für Jung und Alt" — so schließe ich mit Recht, daß seine jungen wie seine alten Verlags-Werke neue Auflagen theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein fragt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen seiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind sey? Da ich so schuldlos bin wie ein Lamm, und weder

die Schlupfwinkel des Argwohns noch die Schleichwege der Liſt kenne, ſo verſtand ich dieſe Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte ſie mir erſt aufſchließen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundt-Radowsky u. ſ. w., u. ſ. w. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn Klein erſchienen, und da mich dieſer für einen Juden hielte, glaube er, ich ſey deßwegen böſe auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn ſie ſo ſchlecht iſt als eine andere des nämlichen Verfaſſers, als Truthähnchen, ſo iſt ſie unter allen ſchlechten Schriften gegen die Juden die ſchlechteſte. Iſt Herr Klein ſelbſt ein Judenfeind, ſo geſtehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindſchaft aus ſeinem Herzen, und beklage, wenn ſie aus ſeinem Kopfe entſpringt. Dem deutſchen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kinder-Volk iſt, und darum, eben wie die Kinder, um einſt frei auf den Füßen ſtehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutſche Volk würde hundertmal im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen erwachſenen Menſchen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Herr Klein, daß ich ſelbſt ein Jude ſey? weil ich die Juden vertheidige? Alſo Herr Klein ſchließt, alle die Menſchen müſſen meine Freunde oder Blutsverwandte ſeyn, die ich nicht berauben und beſtehlen helfe? Denn iſt es etwas Anderes als der

gewaltsamste Raub, als der schnödeste Diebstahl, wenn man den Juden das heiligste, das unantastbarste, unersetzlichste Eigenthum, das, was sie von der Natur selbst erworben, betrügerisch vorenthält? Gibt es etwas Ungerechteres, als die Minorate, die wir zu unserem Vortheile gestiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meinung, daß uns, weil wir die jüngern Söhne des Vaters sind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude seyn, um christliche Gesinnungen zu hegen?

Herr Klein sagt, die Beschlüsse des 20. Septembers hätten mich erschreckt. Wäre ich der, für den mich Herr Klein gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erschrocken, ich hätte mich gefreut. Er sagt, ich hätte Herrn Döring nicht verstanden, der Nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig gerüget. Ich habe Herrn Döring wohl verstanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die Gebrechlichen der Zeit hat er verspottet, statt die zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr Klein sagt, er selbst habe gegen Willkühr zu kämpfen gehabt — das gesteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkühr schmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er sich erzählen ließ, ich sey nach Paris entflohen. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das Verdienen der Strafe, nicht die Strafe.

XII.

Ueber die Beurtheilung des Manuscripts aus Süd-Deutschland,

in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk selbst werde ich so wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil sein Inhalt bekannt, und bekannter als es selbst verbreitet ist, (denn was that es mehr, als die stille Gesinnung Aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) sondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundsätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuscriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat sich gescheut, die Schamtheile der Wahrheit zu enthlösen; aber wenn die Wahrheit krank ist, da ist nicht Zeit mehr zu sittsamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler ist ein kühnerer Wundarzt, er stößt die Senknadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen spürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorsatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den stärksten Gerüchen, um die Sinne zu

betäuben, um die Luft zu verdüstern, damit man an den Geisterspuck um so leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegen trete — unsere Hauptansichten selbst stehen so weit auseinander, daß es zwischen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — so geschieht es nicht, um sie zu widerlegen; denn man täuscht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenlose Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdischen Vortheil bringt; es geschieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verstanden. Der alte Adam spricht aus ihm, die Erbsünde der gewalt-lüsternen Menschen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich ist — wo der Gewaltwille sich zu rechtfertigen anfängt, da ist seine Macht im Sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit ist ein Magnet, selbst das Eisen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erst schildern zu müssen, vergessend, daß sie kenntlich genug bezeichnet ist, wenn er erklärt, wie sie ihm und den Seinigen mißfalle. Er spricht: die einseitige Begriffskultur, und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbesserung dieser Zeit hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotische Masse aufgelöst, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tags, und der eben so wandelbare und unsichere Geldbesitz trenne und

unterſcheide. Was ſonſt Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutſchland ſey ſeinem Geiſtesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als ſeinem andersdenkenden Landsmanne. Er ſpricht von der zerſtörenden Wirkung der Verſtandesbildung, und von den gewöhnlichen politiſchen Tagsſchriftſtellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil ſie angefangen übereinſtimmende Wünſche zu hegen? Man iſt eher Menſch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohl gethan, die Wälder des Tacitus zu verlaſſen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häuſern wohnen? Die alten Deutſchen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbeſitz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurtheilers. Geld iſt ein Strom, aus dem Jeder ſchöpfen kann, die Durſtigen aber ſind kraftlos wie man ſie wünſcht. Es wäre freilich beſſer, den Werth der Dinge mit leibeignen Menſchen, Schaafen und Grundſtücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall ſperren, und Grundſtücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln ſie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde iſt ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler ſelbſt

keine Bundesbrüder mehr in Spanien sucht, ist das Vaterlandsliebe, ist das sein Verdienst? Es ist das Verdienst der Spanier, welche die Inquisition abgeschafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. Verstandesbildung! Ja freilich; denn eben der Verstand ist der Geldhaushalt des Geistes, der wandelbare; der unwandelbare Glaube aber ist besser, weil er der grundbesitzenden Aristokratie Frohndienste leistet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und schöner Lohn ist uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides ist euer Verbrechen. Daß die Tagsschriftsteller, die jetzt für die gute Sache streiten, eine Schaar; daß sie gewöhnlich sind, und nur wenige unter ihnen sich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein ist die Zahl der Söldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herrscher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beständige im Munde Führen des öffentlichen Wohls, dessen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird“ ist dem Beurtheiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir schon dreißig Jahre die Phantasie furchtsamer oder schuldbewußter Menschen haben zittern sehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, Menschenrechte, Liberalität, Konstitution u. dgl., wobei sich eigentlich Niemand etwas

Bestimmtes und Klares denkt," nennt der Beurtheiler Stich- und Modeworte. Wenn der Deutsche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, wessen ist die Schuld, und wessen ist die Schuld, daß er selbst dieses nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geschah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menschen, die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geschehen können, wenn die Völker Etwas zu verlieren gehabt, und nicht in dem Wechsel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um so willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtsinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei sich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menschenrechten und Konstitutionen spricht, ohne zu wissen, was sie sich klar und bestimmt dabei zu denken habe — diese Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuschen? Er selbst muß es wissen, wie ausgedehnt und kraftlos solche Redensarten sind. Ist der Mensch darum weniger krank, weil er den Sitz seines Uebels nicht kennt, fühlt er sich weniger gesundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wissen dieses. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, ist seine Klage darum ungerecht, weil es nicht einsieht, daß es die stehenden Heere und die tausend Schmarotzer am Staats-Tische sind, die sich mit dem Schweiße seiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menschen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu

säen und zu ernten, dürfen sie darum nicht murren, weil sie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein schlichter Bürger seufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Untersuchung; frei gesprochen ohne Rechtfertigung, verdienen seine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle seiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt ist, daß sie daher entsprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geschwornen im Lande gibt? Dazu sind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler selbst Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menschen-Rechte, Liberalität, Worte sind, unter denen er sich nichts Bestimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle seine Reden bewiese. Aber was Konstitution sey, sollte er doch wissen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätten es ihn lehren können. Oder nennt er eine solche Konstitution auch eine „Revolution von Oben," wie sich Fr. Schlegel in seiner Konkordia „trefflich" ausdrückt?

Endlich steigt der Beurtheiler von seinen erhabenen Ansichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moses, für die Sache seines Volkes die Hände gefaltet — er steigt herab, um nachzusehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und schmäht nun den Feind, den er geschlagen wähnt. Er wirft dem Verfasser des Manuscriptes vor: er habe versucht die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette

seyen nie einiger, das Band gegenseitiger Achtung und befestigten Vertrauens, sey nie stärker gewesen, als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeister-Politik, jene willkührlichen, weder Recht noch Geschichte beachtenden Ländervertheilungen, jene Staatenmacherei, jene gewaltsame rücksichtslose Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunsch und Willen. „In Deutschland zerschneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abschnitt. Die Gesinnung des Manuscriptes sey weniger die republikanische Art und Gestalt, als die weit wirksamere Napoleonisch-Despotische“ ... Wenn der Verfasser des beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweien gesucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute sich gesellen, da verderben oft jene diese, aber nicht selten auch bessern diese jene; wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch gesinnt sey, man darf sich der Einigkeit der Fürsten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einsicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter sich eng verbunden zu seyn. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es gibt keine Kabinette mehr, seitdem die Fürsten selbst das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette sind nur noch — doch nein, sie sind mehr — sie sind die Thürwächter-Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des großen Hauses gewacht wird. Wahrlich eine schönere und

edlere Bestimmung, als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeister-Politik, gegen die weder Recht noch Geschichte beachtenden Ländervertheilungen eifert, so danken wir ihm dafür, das war brav gesprochen, und kann er es nicht auf Erden, so wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er despotische Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleönische gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange gesiedet, gebraust, gelärmt und gezischt, erhebt sich schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in seiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreiheit, die seit Jahr und Tag, wie Unkraut, in Deutschland wuchernde Preßfreiheit, hat allen den Jammer verschuldet. Sie müsse ausgerottet werden. Censur-Gesetze genügen nicht, man müsse die Preßfrechen bestrafen wie in — England. Ja, Ihr könnt es lesen, England wurde zum Beispiel genommen! an Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es solle über den Verfasser des Manuscripts, wenn er sich im Lande sehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Ist das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn Ihr Häscher seyn wollt, so redet nicht, schweigt und schleicht wie es die Diebe machen. Meister des Kerkers ist der Beurtheiler, nicht Meister des Worts, und so rassele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder schlagen. Wenn er in seiner

blumengeſtickten Sprache ausruft: „Wie einſt nach jener großen Fluth Tauben ausgeſendet worden, bis eine den Oelzweig des Friedens zurückbrachte, ſo ſenden ſie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den erſehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, ſo vergaß er ſicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm ſelbſt unwillkommen, aufwecke:

Maître Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage...

Der Rabe iſt der Gewaltwille, der Beurtheiler iſt der Fuchs, der Käſe iſt — der General-Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen ſoll. Stempeln (Ihr erfahrt es jetzt) wollen ſie die Bücher laſſen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret Ihr von Erz und Stahl, flach wie Ihr ſeyd, Ihr müßt ihn doch aufnehmen.

XIII.

Unvollständiges Verzeichniß

der

im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

(1821.)

Wenn ich nicht die Feldschützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletristischer Grec wäre, der falsche Wortspiele triebe, so würde ich ohne Umstände sagen: „Der geneigte Leser wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigen; seine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entschuldigung, denn er wohnt im Druckorte.“ Aber ich mag diese ungeschickte Volte nicht schlagen, sondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und bessern, und zwar dieses und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem Faust die Druckfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältnisse, als die Größe der Bücher abgenommen hat, ist die Menge der Druckfehler angewachsen; man findet deren in

Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler sind von keiner Bedeutung, sie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die sinnentstellenden Fehler werden von den Schriftstellern mehr gefürchtet als von den Lesern, welchen es auf eine Sinnlosigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die sinnverstellenden Druckfehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechselungen. Z. B. Kuchenfreund statt Tugendfreund, Mädchen statt Mährchen und dergleichen andere, wie sie Göthe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler" (Kunst und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort sagt Göthe: „... Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will, noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer? Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prächtigen Druck, als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel durch gemeinsame

Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer, wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als literariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläßig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten

glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer nähern Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben." Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Censoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Censoren als solche, literarisch gebildete Männer wären; man hätte beides für Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beschäftigung genug geben; denn Müssigang ist aller Laster Anfang. Die Censoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerei, sondern auch auf die grammatikalischen und stylistischen der Schriftsteller ein wachsames Auge zu haben. Gegen alle neologisch-grammatikalischen Umtriebe, wie die neuern, deren sich Jean Paul schuldig gemacht hat, hätten sie kräftig einzuschreiten. Staats-Correctur-Häuser wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographische Zentral-Untersuchungscommission für ganz Deutschland unaufstehlich sitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die Buchdruckerkunst

ausgegangen ist. Diese stereotype Commission hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wissenschaft in Wien oder Berlin zu berichten, was sie zu berichten hat; hat sie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbessern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie statt mir. — S. 3. Z. 15. steht: tout le monde marchand ici; es sollte aber stehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrscheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein schlechter Franzose sey. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen schlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariser, Ick sagen statt Ich — S. 9. 2. von unten, steht Flaplan, statt Flassau; so heißt der französische Schriftsteller, welcher eine Geschichte der französischen Diplomatie geschrieben hat. — S. 12. Z. 11. steht grune st. grunze, und eben dort Z. 12. maue st. miaue. Der Setzer sollte die Sprache der Hausthiere besser kennen. — S. 20. Z. 8. steht Kreuzwägen, statt Kreuzwegen. Postwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens ist; aber ich nahm es nicht in diesem Verstande. — S. 22. Z. 5. steht hatte für halte. — S. 23. Z. 4. muß es heißen jambon (Schinken) st. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grausamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. steht Thüler-Logen, statt Töchter-Logen. — S. 25. und folgende, wurde st. Grillparzer, immer Grillparzor gesetzt. Ich habe um so größern Verdacht, daß diese Vorliebe zum o, eine spanisch-italiänische Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißonisch steht, st. Meißenisch. — S. 28. Z. 16. von unten, steht umgrimter st. umgrünter. Umgrimmte Lorbeerhaine ist zwar schön gesagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum, und ist grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29. Z. 11. muß es heißen Wests st. Waß. — S. 30. Z. 11. steht verlogenen st. verlegenen; Lügen kann man in keinem Conjungations-Falle mit Theater-Direktionen verbinden. — S. 31. Z. 17. v. unten steht brauche st. braucht. S. 37. Z. 14. steht Ecken st. Erde. — S. 40. Z. 8. steht ein Fehler, über

den ich heftig erſchrak. Die Worte: „Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun," ſtehen im Texte, und es ſieht aus, als hätte ich ſie geſagt. Aber ſolche gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Es iſt ein Vers aus dem angezeigten Trauerſpiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker Sprache, Petit geſetzt werden ſollen, wie die übrigen Verſe. Solche carbonariſchen Redensarten können nicht klein und unleſerlich genug gedruckt werden. — S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk ſt. Ritterprunk, wie dort ſteht. — S. 54. Z. 13. ſteht Theater-Bären. Theater-Bär iſt gut geſagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn ſchmücken; ich ſprach blos vom Theater-Lärm. — S. 60. letzte Zeile unten, ſteht Ofen ſt. Oſten. — — — Man hat Beiſpiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Taſche gezogen haben, und daß unter der Predigt ſolche Verbrechen begangen worden ſind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden alſo auch in dieſer Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorſchein kommen. Doch können wir zufrieden ſeyn, wenn die Arzenei nur ſo viel wirkt, daß ſich die Krankheit nach außen auf unedlere Theile des Körpers wirft.

XIV.

Das Geſpenſt der Zeit.

(1821.)

Geht ein vornehmer Mann in's literariſche Wirthshaus, und wird er in die Balgereien der Zechluſtigen mit hineingezogen, ſo hat er ſich das ſelbſt zuzuſchreiben, denn er hätte weg bleiben können. Drängt er ſich aber gar zu unſerem Tiſche, und ſucht er Händel, dann freut ſich gewiß jeder billige und beſcheidene Mann, wenn es was abſetzt. Wir ſind die Kutſcher der Zeit; die großen Herren können es bequem haben, ſich in den Wagen ſetzen und ſich fahren laſſen. Zwar behaupten ſie, Kutſche, Pferde und Kutſcher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin ſie wollten. Ob ſie das Recht haben, dieſes zu fordern oder nicht, das zu unterſuchen iſt jetzt zu ſpät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausſpringen aus dem Wagen iſt mit chirurgiſcher Gefahr verbunden. Was iſt der Zeitgeiſt? Dieſen Gegenſtand hat der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg

gehaltenen Advent-Rede besprochen. Wie er ihn besprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber seine Rede auch hat drucken lassen, hat er vor Menschen zu verantworten. Diese kleine Schrift ist zwar zu unbedeutend, ernste Aufmerksamkeit zu verdienen, und zu scheinlos, um täuschen und verführen zu können; doch möge sie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat sich der Religionslehrer in unserer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft — ich werde mich, dem Leser die freie Wahl überlassend, beider Sprachen bedienen — sich verjüngt oder hinfällig wird, sich erfrischt oder abwelkt, aufbaut oder zerstört, mündig oder geistesschwach, gesund oder krank wird; wie hat er sich da zu verhalten? Er muß über dieses alles hinaussehen; denn er hat den Menschen abzuziehen von der sinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beständige, wahre, sondern die vergängliche, wechselnde, falsche Welt ist, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menschen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes, sich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechselt. Der Geistliche soll lehren, daß nichts geschieht ohne Wissen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geschieht, weise, gerecht und ersprießlich ist. Mag Despotie die Glieder des Volks zusammendrücken, mag Anarchie sie auseinander zerren; mögen in Republiken tausend

Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geschichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeist, wer die allgemeine Beschaffenheit der jetzigen Welt lästert, der hat Gott selbst gelästert; denn gottlos ist jeder, welcher meint, die Menschen könnten handeln ohne Gott. Kömmt die Macht der Fürsten vom Himmel, so kommt auch deren Beschränkung vom Himmel. Es gibt nichts Verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geistlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur schmutzigen Hanthierung einer gemeinen Polizei-Magd zwingt. Die Geistlichen sollen Achtung lehren vor den bestehenden Gesetzen, Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit nicht darum, weil jene Gesetze die weisesten sind, weil diese Obrigkeit die gerechteste ist, sondern selbst dann, wenn sie es auch nicht wären. Denn der Mensch steht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorsehung, und er soll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er gesunde und erstarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfassungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Priester waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerrissen worden — was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern?

Es ist fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um sich selbst zu retten, und durch ihr treues Zeugniß den Hader der Rechtsstreitenden zu verhüten? Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken. Weil dieses immer versäumt worden, weil die Priester, sie, die Lehrer der Unsterblichkeit, sie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängstlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechsel der innern Natur der bürgerlichen Gesellschaft auch die Religion gewechselt. Zittert ihr Christus-Lehrer, daß der Haß, den eure Widerspenstigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die christliche Religion könne nicht bestehen mit der neuen Ordnung der Dinge; so habt ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht bestehen mit der christlichen Religion. Aber sie kann es wohl, nur eure Herrschsucht kann es nicht. Die Religion soll nicht Wurzel seyn der Staaten, die nur solche oder solche Früchte geduldig trägt, sondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquickt. Sie soll nicht eine Oellampe seyn, die diesen oder jenen Winkel erhellt, sondern die Sonne, die Alles beleuchtet. Herrschbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menschliche Seele bewegen, sie sind die zwei Seiten eines Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geschöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frei seyn. Herrschsucht ist die Freiheitsliebe Einzelner,

Freiheitsliebe ist die Herrschsucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müssen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glücklicher; denn sie waren freier als wir, und sie waren freier, weil sie von dem Grundvermögen ihrer Freiheit lebten, und keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, Alles der Gegenwart aufopferten. Der Christ ist minder frei, weil er nur die Zinsen seiner Freiheit verzehrt. Die christliche Religion lehrt frei seyn in der Freiheit, sich glücklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finsterniß zurücksinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir, an der Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verschwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrschsüchtigen Priester verschuldet haben, die der Gewalt schmeicheln, um sie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr ist als Gebet, und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genößen, wäre nicht der schuldige Zins von dem Darlehen, das wir unsern Herrschern gaben, sondern nur das Almosen ihrer Gnade, steigend und fallend wie diese.

Wer nicht wahr sprechen und überzeugen kann, der sollte wenigstens schön sprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der sollte schweigen können. Schweigen ist eine große Kunst; doch gewöhnlich besitzen sie nur solche, denen sie nicht frommt, und die, welchen sie frommt, haben

ſie nicht. Was iſt der Zeitgeiſt? frägt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe, und dieſe Frage in zwei Hälfte theilend, theilt er auch die Antwort, die er ſich ſelbſt gibt. Er fragt: I. Worin beſteht der Geiſt unſerer Zeit? II. Welcher Mittel müſſen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demſelben rein zu erhalten? Und wie beginnt er ſeine Unterſuchung? — „Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber iſt angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finſterniß und angethan die Rüſtung des Lichtes. (Brief Pauli an die Römer K. 13, V. 12.) Mit dieſem Spruche, ja wahrlich mit dieſem Spruche beginnt er ſeine Unterſuchung. Nur der frömmſte Prieſter kann ſich ſo kaſteien, — ſich ſelbſt ſo grauſam zu verſpotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht iſt wirklich vergangen, der Tag iſt wirklich angebrochen, die Werke der Finſterniß werden beleuchtet und verſpottet werden, und vor der Rüſtung des Lichtes taumelt ihr ſchon jetzt geblendet zurück, und überſtürzt Euch ſelbſt. Der Geiſt der Zeit, vor dem ihr zittert, iſt nicht der Geiſt der lebenden Zeit, er iſt das Geſpenſt der verſtorbenen, der Euerer erſchreckten Einbildungskraft erſcheint. Die fürchterliche Geſtalt dieſes Geiſtes beſchreibt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe auf folgende Weiſe. „Er iſt ein gewaltig mächtig wirkender Geiſt. Wer mit dieſem Zeitſtrome nicht fortſchwimmen will, der ſtehe feſt (mitten im Waſſer, oder an den Ufern?) und ſey auf ſeiner Hut. (Wer denkt nicht hierbei an Horazens

Bäuerlein?) Leicht erkennbar ist derselbe; denn er mischt sich in Alles, bekrittelt Alles (der Strom?) und trachtet, Alles unter seine Herrschaft zu bringen. Auch sind seine faulenden Früchte zu Tage gefördert, (also der Zeitstrom trägt Früchte!) sie heißen Ehrgeiz und Habsucht — Luxus und Sittenlosigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-Leben — willkührliche Aenderungen sonst unantastbarer Regierungsformen Intriguen im Innern und von Außen — Untreue im Handel und Wandel — falsche Eidschwüre — Familien-Zwiste — gewaltsame Veränderungen durch falsche überspannte Aufklärung — Grundsätze, die nichts taugen (wie naiv!) — Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener" ... Was sagt der heilige Hieronymus? Hieronymus sagt: „Es gibt viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne sich demselben zu unterwerfen. Aufgeblasen von eitlem Menschendunste sind sie, da sie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geschmack finden, und nicht an der Wahrheit." Hieronymus war ein braver und kluger Mann, und durchschaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfasser gegen uns diese Worte? Nicht uns treffen sie.

Was ist zu thun in solcher Betrübniß? Der Verfasser stimmt jetzt seinen Ton herab, und gibt in der Bußpredigerweise allerlei Lehren. Wie er aber auch in diesem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen:

„Man spricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Christus so oft und so nachdrücklich hinweiset und Viele bewaffnen sich mit Scheingründen, da sie sprechen: „„Niemand wird verdammt; denn dies stünde im Widerspruche mit der unendlichen Liebe des höchsten Wesens.““ So also macht man den Sohn Gottes zum Lügner. Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte gesprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg, in's ewige Feuer! welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.“ —

Und ihr nennt euch Streiter des Herrn? Ist Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch selbst.

XV.

Ueber

die Nachtheile der Schulversäumnisse.

Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Musterschule,

von

Dr. Seel,

Direktor und Oberlehrer der Musterschule.

Frankfurt am Main, 1819.

Europa hätte nichts Ausführliches davon erfahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vier und zwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe sie zweimal gelesen. Das erste Mal lachte ich, und, ich mache kein Geheimniß daraus, ich nahm mir vor, mich darüber lustig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich sah wieder eine Faser von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernst mit meinen Lesern redlich theilen.

Man kann nicht wissen, ob schon Adams Kinder in die Schule gegangen sind; aber wenn sie es thaten, so kann man wissen, daß sie es ungern thaten. Wir oberflächlichen Menschen, welche seit Jahrhunderten diese Erscheinung wahrnahmen,

begnügten uns mit der Erklärung: das läge in der Natur des Kindes, und dagegen sey keine Hülfe möglich. Ich selbst habe erst vor einigen Tagen die schmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirschen der Frankfurter Jugend sehr schade, indem sie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer sehr viel Obst essen kann und hierüber auf der Straße kostbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorschlag machen, von Polizeiwegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirschen zu setzen, damit sie solche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erstehen könnten.

Herr Direktor Seel behandelt den Gegenstand von einer ganz neuen Seite, mit ungemeiner Gründlichkeit und Menschenkenntniß. Im Allgemeinen, sagte er, müsse man sich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch so viel, als daß sie so wenig wirken. Wir wollen diese Behauptung hingehen lassen, und durch keinen Widerspruch der Bescheidenheit des Verfassers, der selbst Schullehrer ist, zu nahe treten. Er theilt die Hindernisse, welche der Wirksamkeit der Schule entgegen stehen, in zwei Regimenter ein, in das unvermeidliche, und das vermeidliche. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erste in dem Kinde haust, das zweite bei dem Lehrer liegt, und das dritte in die elterliche Wohnung einquartirt ist. Das Kinderbataillon besteht aus folgenden Compagnieen Laster. 1) Trägheit, nicht das wohlbekannte deutsche Uebel, sondern eine lateinische Krankheit, vis inertiae genannt. (Die drei übrigen

übergehe ich.) Die Laster des Lehrer-Bataillons zählten: Beschränktheit des Verstandes, (nicht die der Lehrer, sondern des menschlichen überhaupt) unvollkommene Einsicht (nicht die des Lehrers, sondern aller menschlichen). „Man denke nur, sagt der Verfasser, der Lehrer ist ein Mensch (nicht immer) und das Objekt seiner Lehrthätigkeit (Harmonikaklänge) ein Geist! — Und: unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk!" — Das älterliche Sündenbataillon ist aus Mangel an Einklang mit der Schule, (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen andern Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geschwistern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zusammengesetzt. Diese Dinge alle vereinigt, sagt der Verfasser, sind die unvermeidlichen Uebel, welche das gute Werk der Schule zerstören. Nun gibt es aber auch vermeidliche Hindernisse, an deren Spitze die Schulversäumnisse stehen.

Herr Dr. Seel bittet nun die Eltern der Musterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbesuche anzuhalten. Er bittet sie, „aber freilich mit dem Zusatze — sagt der Verfasser — zu dessen Anfügung ich von höherer Behörde beauftragt worden bin, daß, wenn diese Bitte den Erfolg nicht haben sollte, den ich mir davon verspreche, wir zu Anwendung von — den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen — Mitteln schreiten müssen." Bei dieser Stelle muß ich verweilen, da sie etwas Gefährliches für die Rechte der persönlichen Freiheit zu enthalten scheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, wo sich der Staat um die Kinder-Erziehung nicht bekümmert, (denn öffentliche Schulen sind nicht mehr, als Marktanstalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geist versehen läßt, damit Jeder für sein Geld, so viel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge) gibt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtsinnig, oder pflichtvergessen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachläßigen. Was könnten also das für unangenehme und empfindliche Mittel seyn, auf welche Herr Direktor Seel anspielt? Da er von Aufträgen einer höheren Behörde spricht, so ist zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulversäumnissen und die Eltern von deren Verstattung abzuhalten, nur solche Verwaltungsbefugnisse eingeräumt worden sind, die innerhalb der Schranken der Gesetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel seine unangenehmen Mittel nicht, und wie kann er je sich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, so lange er sie nicht bestimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel sollte es nicht unbekannt seyn; daß nach dem Geiste der jetzigen Regierungskunst, kein Strafgesetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen gesetzte Buße nicht in Größe und Beschaffenheit bestimmt ausgedrückt ist. Der früher in manchen deutschen Staaten bestandene Mißbrauch, wo sich die Regierungen zu sagen erlaubten: dieses und jenes zu thun, sey verboten, und solle der Uebertreter „nach Befinden angemessen“ bestraft

werden, um sich hierdurch die schöne breite Willkühr vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr Statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Musterkinder thun dieses gewiß auch in ihrem Sinne, sich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel bestehen.

Eine herrliche ganz nach der Natur getroffene Schilderung gibt der Herr Verfasser, (Seite 7 und 8) von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihnen den Besuch der Schule erlassen. Es wird Keinen gereuen, diese malerische Stelle selbst nachgelesen zu haben.

Die Eltern, fährt der Herr Verfasser fort, bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (**lucrum cessans** in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulversäumnisse in Anschlag; den positiven Schaden aber (**damnum emergens**) rechnen sie nicht. Grade dieser aber sey die Hauptsache. Schulversäumnisse nemlich zerstören bei dem Kinde die so nothwendige Achtung vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urtheile nur einmal selbst: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Besuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Theilnahme an einer Mahlzeit in Collision kömmt, und die Schule ohne Weiteres zum Zurückstehen verurtheilt werde . . . !“ Diese Achtung sey das Nöthigste. „Wir Menschen alle, wir Großen sowohl (es ist von körperlicher Größe die Rede) als die Kleinen,

bedürfen beſtändig, um uns immer mehr zu erheben, (den Trieb, ſich zu erheben, zeigt der Verfaſſer ſtark) etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporſehen." Die Kinder alſo ſollten die Schule ſcheuen; (aber das thun ſie ja auch!)

„Daher — es iſt wundervoll, wie der geiſtreiche Verfaſſer ohne Brücke zu dieſem Satze kommen konnte — will es Gottes Wort und Gottes Geſetz, daß der Menſch alle Obrigkeit, Geſetz und weltliche Ordnung ehren ſoll... Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsſchreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meiſtern und ſchmähen darf; ſo ſind wir eben ſo gut dran, als hätten wir keine Obrigkeit, dann ſie iſt ja alsdann nicht mehr Obrigkeit." Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikaliſchen Witz richtig aufgefaßt habe, ſo heißt ihm Obrigkeit was über Alles iſt, alſo auch über das Urtheil. Er geſtatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit ſteht das Geſetz. Ehrfurcht dem Geſetz, und Achtung den Vollſtreckern deſſelben! Wo aber das Geſetz aufhört: und wo die Willkühr beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit ſchuldige Gehorſam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht blos berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurtheilen. Wenn die Folgerung des Verfaſſers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Baiern und Würtemberg

ohne Obrigkeit seyn, da dort täglich geschieht, was er Bekrittlen der Obrigkeit nennt.

Also wie die Obrigkeit, so solle man auch die Eltern und Gott scheuen und fürchten. Der Liebe ist der Verfasser abhold, vielleicht sie auch ihm. Furcht ist ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es sich von dem Herrn Muster-Schuldirektor, wie von jedem braven Manne, erwarten läßt, daß er die Regeln, die er gibt, selbst befolgt, so darf man annehmen, daß er sich gewaltig fürchtet.

Wenn Herr Dr. Seel durch diese Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er ist, so gern und oft versäumen, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Wurzel des Uebels völlig aufgedeckt hat; sie ist ganz handgreiflich geworden.

Aber ihr, armen geschreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur ist stärker als die Unvernunft der Menschen. Und was die Thoren, und was die herrschsüchtigen Knechte auch immer sagen und thun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterschoos, wohin ihr vor ihren Schmähungen, und ihren Mißhandlungen flüchtet.

XVI.

Zwangs-Gottesdienst.

(1819.)

Am sieben und zwanzigsten des verflossenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunst, die vor hundert Jahren an diesem Tage viele Häuser in Asche gelegt, feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein solches Verhängniß einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers und *) Einwohners machen muß", hatte diese Feier angeordnet. Es ist schön, einem Staate anzugehören, dessen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint; die kein anderes Glück kennen, als das häusliche, keinen andern Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet; die, verschlossen vor der stürmischen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die seit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht Theil nehmen an der vornehmen Lust freigewordener Völker; denen eine hundertjährige Geschichte keine dringendere Lehre

*) Man sieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verschiedene Arten Seelen gibt, deren Beschaffenheit von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Leiber abhängt.

bot, als die: sorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung, als schnell mit der Spritze herbei zu eilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängniß, das vor hundert Jahren über die Frankfurter-Menschheit hereinbrach, sich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt, wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verstehen. Nicht hiervon, von etwas Anderem sey die Rede.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt, wegen jener Säcularfeier ergehen ließ, heißt es am Schlusse: „Der Senat . . . . . erwartet von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger- und Einwohnerschaft, daß solche durch ernste Gottesverehrung den Dank gegen die Vorsehung . . . . laut aussprechen werde. Zu dem Ende wird Sonntags den 27. l. M. in allen christlichen Kirchen feierlicher Gottesdienst gehalten werden, so wie in der jüdischen Synagoge Gebete verordnet sind."

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdischen Ereignisses nur aufgemuntert, sie aber nicht anbefohlen: denn dieses wäre eine Verletzung der Gewissensfreiheit gewesen. Aber warum ließ man diese gebührende Achtung nur den christlichen Bürgern widerfahren, und versagte sie den jüdischen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen christlichen Kirchen Gottesdienst gehalten werden; und von diesen: man habe in der Synagoge Gebete verordnet? Warum spricht man dort von Gottesdienst,

hier von Gebeten? Gesteht man den Juden keinen Gottesdienst zu? Dieser Eingriff in die religiöse Freiheit der Juden kann selbst in der vorgeblichen Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entschuldigung finden. Verordnete Gebete! Erhöreſt du ſie, Vater des Lichtes? Wirſt du des Herzens warmes, inbrünſtiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterſcheiden wiſſen? Gewahrſt du nicht den bittern Fluch der Unterdrückten, den ſie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? Ein Frankfurter Jude ſollte ſich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine ſeiner Feinde, die vor hundert Jahren, da ſie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er ſollte brüderlich der Menſchen gedenken, die ihn ſchmähten, mißhandelten, mit Füßen traten; einer Zeit, wo er keine Vaterſtadt hatte, und ſein Geburtsort ihm fremder war, als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beſchreibung der damaligen Feuersbrunſt: „täglich mußten 100 Mann Handwerksburſche, Bauern, Soldaten und Juden, auf den Brandſtätten arbeiten, räumen und den Grund wegſchaffen, und den Judenbaumeiſtern wurde ſcharf anbefohlen, ſo viel Juden, als nur immer möglich, zu ſolcher Arbeit herbei zu ſchaffen.“ Und das Andenken jener Zeit ſoll ihn mit Menſchenliebe erfüllen? Er ſoll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn heute noch verfolgen, und ihn, ſo viel, als es nur geduldet wird, in ſchmählicher Erniedrigung halten? Seit jenem Tage, da zum

ersten Male die Befreiung Deutschlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde stets in den obrigkeitlichen Festordnungen der sondernde Ausdruck gebraucht: den Juden seyen Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem solche Dinge geschehen!

Denn, haßt oder liebt die Juden, drückt sie nieder, oder erhebt sie, erzeigt ihnen Gutes, oder verfolgt sie. Dies Alles sey eurer Willkühr überlassen. Aber Eins sage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutschen Landes, so lange die Freiheit nicht seyn soll für Alle.

XVII.

Ueber Etwas, das mich betrifft.

Ich, und der Censor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerst), sehen uns ganz verdutzt an und sind erstäunt, daß wir schon seit länger als sechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unsterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unserer Namen. Es ist ganz vergebens, wenn wir sagen: wir sind gar nicht werth, daß man von uns spreche; Europa glaubt's nicht, und meint: hier wäre die Bescheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als die neueste Thorheit der Welt mitzumachen und an unserer eigenen Wichtigkeit so wenig als möglich zu zweifeln. Der Umstand, daß wir Feinde haben, beweist klar genug, daß wir Verdienste besitzen. Wir hoffen aber Erstere mit Letzteren zu schlagen. Der Herr Censor wird Seinerseits nicht ungerügt lassen, daß ihn die Londoner Times vor einigen Tagen Master Savenas genannt, welches im Persischen Weiberfeind heißt (S. Adelungs Mithridates), wahrscheinlich in der boshaften

Absicht, durch diese Namens-Entstellung die Geschichtschreiber der künftigen Jahrhunderte irre zu führen. Was aber mich betrifft, so habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, um so weniger die Anderer. Mein jüngster Widersacher ist das **Journal des Débats**, welches am 4. Juli Folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutsch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes).

„Die **Rénommée** hat ganz kürzlich ein vorgebliches Schreiben aus Frankfurt mitgetheilt, das von Irrthümern wimmelt. Hier folgt eine Auseinandersetzung der Thatsachen, auf die Sie sich verlassen können."

„Es ist allerdings wahr, daß Herr v. Handel, der Minister-Resident Oestreichs, bei unserer freien Stadt, sich gegen den Censor Herrn Severus bei dem Senate beschwert hat, weil dieser einen unschicklichen Artikel, der sich über die vorgeblichen Absichten Oestreichs auf ein neues Königreich Rom, mit welchem man jetzt einen Erzherzog beschenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen lassen. Der Censor hat sich nicht entschuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewiesen, daß er den Artikel gestrichen habe, daß ihn aber demungeachtet der Redacteur der Zeitung habe stehen lassen. Er hatte diese Uebertretung nicht angezeigt, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, daß ihn der Redacteur von neuem zum Gegenstande seiner Bemerkungen mache. Dieser nämlich gibt noch ein anderes Blatt heraus, das der Censur nicht

*

unterworfen ist, und worin er die von der Censur gestrichenen Artikel wieder zum Vorschein bringt, und sie mit Anmerkungen begleitet, welche alle Jakobinischen Journale in Deutschland wiederholen.

„Der Senat hat den Redacteur zu einer Gefängnißstrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurtheilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium ertheilt, daß sie ihm, bei Verlust ihres Privilegiums, einen andern Redacteur vorschlagen: Der Redacteur hat von diesem Urtheile appellirt."

So weit das **Journal des Débats.** Wäre der Einsender vorstehenden Artikels ein Fremder, so würde ich ihm sagen, er sey falsch unterrichtet von dem Hergange der Sache. Da er aber selbst zu verstehen gibt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt ist, so kann ich mich nicht anders ausdrücken, als daß er gelogen hat. Ich hoffe, daß er das Deutsche genug versteht, um zu verstehen, was ich mit diesem Worte sagen will.

Daß Herr v. Handel seine Beschwerde gegen den Censor gerichtet habe, dieses ist mir erst durch Hörensagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Untersuchung hieß es immer, die Beschwerde sey gegen mich angebracht worden. Es ist nicht wahr, daß der Censor den betreffenden Artikel gestrichen hat; er hat dieses nicht einmal behauptet, sondern vorgegeben, er habe die Aufnahme

deſſelben nur für den Fall bewilligt, wenn er aus einer deutſchen Zeitung entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel ſtehen laſſen, ungeachtet er aus einem franzöſiſchen Blatte überſetzt geweſen. Es iſt nicht wahr, daß der Cenſor dieſe ſeine Behauptung bewieſen hat; den Beweis dafür, nämlich das Cenſurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldloſigkeit aufgelegt, und da ich dieſen nicht führen konnte, ſo verurtheilte man mich zu einer 14tägigen Arreſtſtrafe. (Die Leſer danken es mir gewiß, daß ich ihnen das von dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntniß unten nachfolgend mittheile.)

Der Frankfurter Correſpondent hat dem dortigen Cenſor keinen freundſchaftlichen Dienſt erwieſen, daß er von ihm erzählte, er habe die Uebertretung der Cenſurvorſchrift, der ich mich angeblich ſchuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm unangenehm war, ſich deßwegen von mir in meinem cenſurfreien Journale (die Wage) zu Rede ſtellen zu laſſen. Das iſt ein gewiſſenloſer Beamter, der ſeine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft iſt!

Der Frankfurter Correſpondent ſagt ferner, daß die von mir in meinem cenſurfreien Blatte angeſtellten Betrachtungen von allen jakobiniſchen Journalen Deutſchlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefſteller alle deutſchen Blätter Jakobiniſch nennt,

deren Herausgeber keine Orden tragen, und nur von ihren Lesern gegen offene Quittung, halbjährlich, und nicht monatlich bezahlt werden. Die Keckheit gewisser feilen, schuldbewußten Menschen ist ganz unerklärlich. Sie sollten doch froh seyn, wenn man sie in Ruhe läßt, und sollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr ist's, daß ich außer der Gefängnißstrafe auch noch zu zwanzig bis vier und zwanzigtausend Gulden Geldstrafe verurtheilt worden bin. Denn da die Eigenthümer der Zeitung der freien Stadt Frankfurt genöthigt worden sind, mich von der Redaction zu entfernen, so habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinsen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf diese Weise bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen, jährlichen Strafrente verurtheilt worden. Für diese Summe, denke ich, hätten tausend der schönsten Spitzbübereien begangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unseres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die kostbarsten prachtexemplarischen Strafen pränumerirt.

Anhang.

„Erkenntniß des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Uebertretung der Censurvorschriften, und

weil er den ihm aufgelegten Beweis seiner Unschuld nicht führen konnte, zu 14tägiger Einsperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurtheilt worden."

In Untersuchungssache gegen Dr. Börne, Uebertretung der Censur-Weisung betreffend, ist der Bescheid:

Nachdem

1) der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter der Aufschrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an sich schon so geartet ist, daß die Redaction solchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte gestatten sollen.
2) Der Redacteur nicht mit Bestimmtheit zu behaupten vermag, daß die Censur diesen Artikel habe passiren lassen, auch die Vorlegung des Censurblatts unter dem unstatthaften Vorgeben, solches nicht mehr zu besitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihn, mit umständlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, gestellten Frage, sich gar nicht eingelassen hat.
3) Die früher gegen den Redacteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Untersuchungen allerdings zu dem Verdacht berechtigen, daß er auch bei diesem Artikel die Censurvorschriften unbeachtet gelassen, welcher Verdacht durch die Verweigerung der Vorlegung des Censurblattes — als des Dokuments, womit jeder Redacteur bei vorkommenden Fällen sich über die Befolgung der Censur-Weisungen legitimiren muß — zur Gewißheit erhoben wird. Als wird derselbe wegen dieser wiederholten Nichtbefolgung der Censur-Vorschriften bei einem Artikel, der ohnehin, seines höchst anstößigen Inhalts willen, nicht hätte in die Zeitung aufgenommen werden

dürfen, in eine 14tägige Arreſtſtrafe auf der Polizei-Wache, ſo wie zur Bezahlung der Unterſuchungkoſten verurtheilt, er wolle denn binnen 8 Tagen durch Vorlegung des Original-Cenſur-Blattes beweiſen, daß die Cenſur dieſen Artikel entweder pure, oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe paſſiren laſſen, als worauf anderweite Verfügung ergehen ſoll.

Decretum Polizei-Gericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Actuar.

XVIII.

Oken.

(1819.)

Der Teufel kann seinen Pferdefuß nicht verbergen, so freundlich er auch schmunzelt, und so menschlich er sich auch geberdet, wenn er, Beute suchend, unter Menschen wandelt. Es kömmt die Stunde der Versuchung, wo ihn eine Lage überrascht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander, und die hölliſche Natur springt um so erboster hervor, je ängstlicher sie sich verborgen gehalten.

So wandelt der böse Geist der Zwingherrschaft unter dem deutschen Volke, das fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, sich ihm zutraulich anschmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu spät erkennt, daß es seine Seligkeit für gleißneriſche Worte, sein höchstes Gut für Kindertand hingegeben.

Mancher edle Fürst ist umringt von Dienern, in welchen jener hölliſche Geist nistet und Verderben brütet. Sie, deren Macht sich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert

um die Zukunft, verzehren ſie mit der Frucht auch das Saatkorn, und opfern ihrer Herrſchbegierde und ihrer Habſucht Fürſt wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelſten der deutſchen Fürſten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorausgeeilt, der aus freiem Triebe ſeinem Volke die geraubte Menſchenwürde wieder gab, auf den alle Deutſche mit Stolz und Hoffnung ſahen, mußte von ſeinen treuloſen Dienern ſeinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen laſſen, welche Deutſchland ſchändet. Die Ehrfurcht, die man ſo gern dieſem Fürſten zollt, macht es zur Pflicht, Jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beiſpielloſe Gewaltthätigkeit verübte. Mit Zuverſicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältniß der Sache ſelbſt unterſucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten, und diejenigen, die ſich dabei verſchuldet, beſtrafen wird.

Die Univerſität zu Jena hat ſich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieſer handelnd, hätten ſie Alle ihr Amt niederlegen ſollen, ehe ſie es duldeten, daß ihrem Genoſſen das widerfahre, was Oken geſchah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn ſie ſich nicht ſchämen, ihre Worte von einer Zuchtruthe bewachen zu laſſen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen ſollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt

gefährlicher, als ſie ihm ſich gezeigt. Aber ſollen die Schlechten ſagen dürfen: er war ein Narr, daß er ſich für dreißig Millionen Deutſche aufgeopfert. Oder ſollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für Undankbare gethan. Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt ſorgenfrei iſt; aber es wäre ſchön, wenn er es nicht wäre, damit wir doch endlich einmal beweiſen können, daß wir ſo ſchlaffe, ängſtliche und erbärmliche Menſchen nicht ſind, als Viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs, die Beweiſe guter deutſchen Geſinnung ſolcher Art, wie ſie hier erforderlich ſind, zu ſammeln, und dem, dem ſie gelten, mitzutheilen.

N. in Offenbach unterzeichnet . . 10 Gulden.

XIX.

Noch Etwas über Oken.

(1819.)

Der Großherzogliche Weimarische Beamte für die Angelegenheiten der Universität Jena, hat eine „Berichtigung der Ansichten über die Entlassung des Hofraths Oken zu Jena“ bekannt gemacht. Diese, der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, so wie sie diejenigen ehrt, die sie gebracht, muß auch Jedem, dem es obliegt, oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in solchem preiswürdigem Bestreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren, und durch keine Gefahr, und durch keine theilweise Niederlage sich abschrecken zu lassen. Es wird immer dabei gewonnen, und Vieles ist erreicht, wenn man die Willkührherrschaft dahin bringt, daß sie sich vertheidige; denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zu Tage.

Oken, sagt man, habe unter der Aegide der Preßfreiheit

häufig die Geißel der Satyre geschwungen, und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufsehen gemacht. Er habe sich unanständiger Aeußerungen bedient, denen es häufig an wissenschaftlicher Bedeutung und Wirksamkeit fehlte, er habe sich plumpen, Geschmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von seiner Stelle entfernen. Allein, sind dieses Vergehen, welche das Gesetz bedrohte, und daher bestrafen darf? Wann und wo war es untersagt, die Geißel der Satyre zu schwingen. Ist Oken hierbei ohne Geschmack und plump zu Werke gegangen, so kann ihm nur auf wissenschaftlichem Wege zurechtweisend begegnet werden, aber der Staatsgewalt steht es nicht zu, den Mangel an Witz zu bestrafen, und es steht ihr nicht an, als Kunstrichterin aufzutreten. Die Weise Okens hat vielen mißfallen, aber die Gutgesinnten verziehen ihm die ästhetischen Mängel seiner Schreibart, weil sie wußten, daß auf Deutsche, mit ihrer dicken Elephantenhaut, kein leichter satyrischer Kitzel wirke, und daß man, um Eindruck zu machen, sich zuweilen grober Kartätschen bedienen müsse.

Die Verabschiedung Okens soll damit beschönigt werden, daß ihm ja die Wahl frei gestellt worden wäre, seine Stelle oder die Isis aufzugeben. Allein grade hierin liegt die Gewaltthätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er sich gefügt hätte, sich als ein ehrloser Mann gezeigt haben, der seine Freimüthigkeit für Geld hingibt. Man hat seine Antwort grob gefunden, aber sie war nur männlich. Sie war

die Antwort eines Festungscommandanten, den man zur Uebergabe auffordert; höfliche Redensarten in solchen Fällen, verrathen Furcht und Neigung zum Kapitulieren, und dienen nur die Belagerer zuversichtlich und muthig zu machen.

XX.

O närrische Leute, o komische Welt!

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtniß abgesetzt; aber es ist etwas Vertrauliches, Umschlingendes in dieser Weise, und sie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte sie nicht gewaltsam bändigen; ihren Weisheitsdünkel, und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, sie lieben, ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen, und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: O närrische Leute, o komische Welt!

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter; im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unseliger Traum, fluchbringende Verblendung! Die schöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinsen ausgeliefert. Und dieser

plumpe Betrug, faſt zwei tauſend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrſcher lachen noch immer fort. Als die Menſchen begannen, ſich frei zu dünken, da reichten ſie, wie zum Spiele, ihre Glieder den Feſſeln hin; da traten ſie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern ſie nicht ſahen, weil das Licht des Glaubens ſie durchſichtig gemacht. Und da ſie ihre Freiheit erproben, und ſich bewegen wollten, zerſtießen ſie wie Sperlinge ſich die ſchwachen Köpfe an den Fenſterſcheiben. Wie klein iſt nicht der menſchliche Körper, wie klein für euch, die ihr Sterne kennt, und ihren Lauf berechnet. Nun erkrankt dieſer Leib. Millionenmale habt ihr das Uebel geſehen, und ſeinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin, und ſprecht: Leidender, ſey vernünftig, und faſele nicht! Schwitze, und die Krankheit iſt vorüber; wir haben Erfahrung in ſolchen Dingen. Er hört euch nicht. Am ein und zwanzigſten Tage kömmt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr ſeyd des Kranken Anverwandte und lieben Freunde, und ſagt zum Arzte: Helfen Sie ſchnell! Der kluge Arzt erwiedert: die Natur hat ihre abgemeſſene Zeit, und ſie läßt ſich nicht einhalten, noch treiben in ihrem Gange. So ſpricht er, und doch wie klein iſt nicht der Leib eines Menſchen gegen einen Volkskörper gehalten! Deutſchland iſt ſiech und voller böſen Säfte; die Geſchichte (die Menſchen-Natur) will es durch ein Fieber heilen. Da ſagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht ſo viel Hitze, und ihr werdet

gefunden. Die lieben Anverwandten ſagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konſtitution, wie ſie Frankreich hat. Warum ſollen wir erſt das Fieber der Revolution durchmachen? Weiſe Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil ſie tauſendmal Andere gebären ſah? Hat ſie den Schmerz vermeiden gelernt? O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Sie brüſten ſich mit ihrer Freiheit; aber ſo oft ſie das Schlechte gethan, machen ſie ſich ſchuldlos, und ſagen, ſie wären Sklaven des Schickſals. Wie oft wurde zu Dieſen und Jenen geſagt: Ihr ſehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrthum. Warum macht ihr Jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von Dieſem zurück, warum entſaget ihr nicht euren Vorurtheilen? Sie antworteten: Das wird ſich mit der Zeit machen, das kömmt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, ſo ſetzt euch nicht in den Wagen des Schickſals, um das Ziel der Reifheit zu erreichen. Die raſche Fahrt macht euch ſchwindeln, Millionen ſtürzen heraus, der Huf der Roſſe und die eiſernen Räder zermalmen ganze Menſchengeſchlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung Aller, ja ſchneller das Ziel. Denn das Schickſal hat auch in andern Welten zu thun, und wenn ihr zum Gehen zu träge ſeyd, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seyd ihr frei, ſo greifet der Zeit vor! Seyd ihr es nicht, ſo murrt nicht! O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Religion ist Liebe und Versöhnung; schon im Worte liegt es: sie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menschen gleich weise, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unstäten; sie verzeiht die Schuld, und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen daraus gemacht! Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an seinen Ufern wohnt das Christenthum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer, oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt, und seine Lehre zum Gesetze ihrer Herrschsucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechts mißbraucht! Hat das Christenthum je zu etwas Anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum, und es stirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: o närrische Leute, o komische Welt!

XXI.

Für die Juden.

Ich bin nicht gesonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die strenge Ordnung eines Lehrbuchs zu fesseln, und, Grundsatz auf Grundsatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es sind denkende Köpfe, die diese Art lieben und fordern, aber solche bedürfen meiner Belehrung, und die, auf welche ich wirken möchte, denken nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das ist ein angeborner oder anerzogener Trieb, der nie zur Klarheit gekommen, und von sich selber Rechenschaft gefordert. Diesen aufzuwecken durch irgend einen Stoß oder Druck der Rede, darum allein ist mir zu thun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenstande der Empfindung zu einem Gegenstande der Ueberlegung gemacht werden, und dann ist das Gute gewonnen; denn wer über seine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald diese bald jene Seite des Gegenstandes besprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußern Anregungen gehorchend. Nachfolgend theile ich einige Stellen

aus einer Schrift mit, welche ſchon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, weil ſie nicht dafür beſtimmt war. Vielleicht findet man die darin herrſchende Sprache — leidenſchaftlich, wie man es nennt. Ich habe mich auf dieſen Vorwurf nie verſtanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, ſo liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geſchütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten, der Grund ihres Rechtes; aber — damit erringen ſie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geiſt die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europens verbündeten Fürſten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da ſahen wir verlernte Wünſche geſchehen, und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Bruſt jedes gut gearteten Menſchen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen, als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines Alles lenkenden Schickſals, und das des Dankes gegen die edlen und weiſen Vollſtrecker deſſelben. Doch manchen Orts that ſich kund, was in Zeiten großer Dinge am meiſten überraſcht, und was mitten unter Wundern als das Wunderbarſte erſcheint — das Alltägliche und Gemeine.“

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt — aus

Frankfurt, das mehr als irgend ein anderes Land oder Volk der köſtlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen ſich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit ſanfter Hand abgenommen, ſondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte lieb gewordene Verfaſſung ward ihm zurückgegeben, und ihm verſtattet, ſich als eigenes freies Glied dem deutſchen Staatenbunde anzuſchließen. Aber nicht alle dort, die ſich in die Ehre dieſer Auszeichnung theilten, ſtellten ſich ſolcher würdig dar. In dieſer Stadt, die ſeit fünf und zwanzig Jahren den Frieden nicht geſehen, hatten ſo lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe ſtehender Geſinnungen zu beleben und zu erfriſchen, und kaum war der Wind vorüber, ſo entquollen ihnen von Neuem verdunkelnde Düfte, die eben ſo giftig als unbehaglich waren."

„Die über Deutſchland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tauſend noch nicht geſehene Wunder. Das felſenfeſteſte Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all' des Jammers und all' der Verwüſtungen, die ſeit zwanzig Jahren über dieſes edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutſchen, nach überſtandener Gefahr, ſich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten ſie nicht brüderlich ſich tröſten über den Verluſt des Unerſetzlichen und zur Wiederherſtellung des Beſchädigten ſich wechſelſeitig behülflich ſeyn? Auch geſchah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die Meiſten entſprachen der Erwartung, und man

ſah deutſche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger ſelbſtſüchtigen Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenſtrahle deutſcher Freiheit, und darum ſah man zu Frankfurt geſchehen, was erzählt werden ſoll."

„Nämlich das neue Verfaſſungswerk des wieder in's Leben gerufenen Freiſtaats ſoll begonnen werden. Da zeigten ſich mannigfaltige, ſich wechſelſeitig verſchlingende Begierden ſonderbarer Art, und Abneigungen, die noch ſonderbarer waren. . . . . Einige derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verſtünde ſich wohl von ſelbſt, daß die ſeit ſieben Jahren entbehrte Luſt ihnen als Rückſtand mit Zinſen vergütet werden müſſe, und ſie ſuchten, um ſich ſo zu bezahlen, hyperſtheniſche Herrſchaft einzuführen. Aber dieſer Kampf von Selbſtſucht gegen Selbſtſucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Luſt für den ſinnigen Zuſchauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltiſchen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfenningsleidenſchaften zu begegnen."

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, ſich vertheidigend die übrigen. Die lutheriſche Religion wollte herrſchen — über die reformirte, die ſich herkömmlicher Unterthänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war — über die katholiſche, weil ſie monarchiſche Regierungsform zu lieben ſchien — über die

jüdiſche, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Geſpenſterſcheu und andern bekannten Gründen."

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unſeres Alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieſes Gewinnſtes frohe Botſchaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheuern Botenlohn. Die Löſung ihrer ſchmachvollen, ſeit Jahrhunderten getragenen Ketten hat faſt eine halbe Million gekoſtet. — Doch von dem unabänderlich Geſchehenen ſey weiter keine Rede."

„Nun war das Geſchütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man ſchon mehrere laute Stimmen, die mit wechſelſeitiger Ermunterung ſich zuriefen: Man müſſe vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze geſetzt werde. Man ſagte ſich dieſe Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeſchrei war nun verpufft alle der Zündſtoff aller der deutſchen Vaterlandsliebe, die kühle Selbſtlinge in ihr Herz hinein gedichtet hatten."

„Seitdem waren die ſo theuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfaſſungsentwürfen ward es als Grundſatz angenommen, daß dieſe Religionsbekenner außer der Konſtitution geſetzt, und nicht einmal gleiche bürgerliche Rechte mit den chriſtlichen Einwohnern haben ſollten. Mehr zu thun unterließ

man gefliſſentlich, weil man ſich durch kein Geſetz die Hände binden, ſondern die Juden unter die wandelbare Herrſchaft der Willkühr ſetzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln ſowohl, als in Geſammtheit, des erlittenen Unrechts ſich laut beklagt. Daher ſahen die Machthaber in Frankfurt ſich von Zeit zu Zeit genöthigt, um ihre ſtereotypiſchen Grundſätze, theils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, theils gegen den Tadel Derer zu ſchützen, die auf Deutſchlands Geſetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beſchönigen. Dieſes geſchah ſtets mit derjenigen ängſtlichen Bemühung, die das Selbſtgefühl eines unedeln Strebens zu begleiten pflegt."

Bei ſolchen Anläſſen waren ſo unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß ſie behauptet worden ſind ..... So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senat, zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens gegen die Juden, einem der erſten deutſchen Staatsmänner überreichten officiellen Denkſchrift geſagt:

„„Die europäiſche Congreßakte ſpricht deutlich aus, daß die Stadt Frankfurt — alſo auch ihre Bürger — in den Stand von 1803 verſetzt ſeyn ſollen. Damalen hatten die chriſtlichen Bürger wohlerworbene Rechte, *) auf deren Wiedererſtehung ſie demnach den gegründetſten Anſpruch haben.""

*) Nämlich zur Bedrückung der Juden.

„Der Art. 46. der Wiener Congreßakte, auf den ſich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

„„**La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il***) **se trouvoit en 1803, est déclarée libre.**““

„Nun wird mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit eine geographiſche Beſtimmung zum ſtaatsrechtlichen Princip erhoben, und darauf klagend ausgerufen:

„„Die wohl erworbenen Rechte der hieſigen chriſtlichen Bürger, wie ſie Anno 1803 beſtanden, ſollten verſchwinden u. ſ. w.““

„Auch hat man argliſtig geſucht, die von der Judengemeinde geſchehene Erwerbung des Bürgerrechts, als in jene Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geiſt franzöſiſcher Geſetzgebung vorherrſchend war, durch Hinweiſung auf jene Gleichzeitigkeit als etwas Gehäſſiges darzuſtellen. In dieſem Sinne iſt bemerkt worden:

„„Daß die Gerechtigkeit der allerhöchſten verbündeten Mächte gleich nach der Beſitznahme des Großherzogthums Frankfurt ſich ruhmwürdig dadurch ausgeſprochen hat, daß alle franzöſiſche Inſtitute mit ihren Folgen abgeſchafft ſeyn ſollen. So mußte zur großen Dankverpflichtung der Einwohner dieſer freien Stadt das Enregiſtrement und der Code Napoleon verſchwinden, und dieſe an die Juden in Maſſe in Gefolge der franzöſiſchen Einrichtungen Statt gehabte

*) Nämlich le territoire!

Bürgerrechtstheilung ſollte beſtehen können, die doch in ihren Folgen eben ſo verderblich, wo nicht verderblicher für die chriſtlichen Einwohner dieſer freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?“ —

„Welche Anſichten werden uns hier kund gethan! wie wird man von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeführt! Alſo hätte wirklich die ſo lange unter tauſendfachen Wehen kreiſende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menſchenleben hingeſchlachtet worden, damit nach dreißigjährigen Kämpfen ſich ergebe, was Jedermann ſchon gewußt — daß die Herrſchaft über ein gewiſſes Volk dem Kunz und nicht dem Hans gebühre! Es wäre nicht geſtritten worden, für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Menſch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor, und für die Stellung der Herrſcher unter dem Geſetze! Nicht für die Unverantwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsſchutz aller religiöſen Geſinnungen! Wie? die Früchte einer ſo mühſamen und kummervollen Saat ſoll man tauſend deutſchen Bürgern darum, weil ſie Juden ſind, rauben, und dieſe Erzeugniſſe wegwerfend franzöſiſche Inſtitute nennen dürfen? Man leſe nur die alte Frankfurter ſogenannte Judenſtättigkeit — man wird glauben, den Roman der Bosheit zu leſen — und die Befreiung von ſolchen albernen und abſcheulichen Geſetzen, daran man nur „hier und da etwas abzuändern“ gedenkt, wird eine verderbliche franzöſiſche Einrichtung genannt!

Wo sind sie denn, die verderblichen Folgen dieser seit fünf Jahren bestehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen christlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt, oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als christlichen Kaufleuten sind sie zugehörig, die täglich sich vermehrenden, glänzenden Kutschen und Pferde, alle die Lustgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuser und Paläste, die man in ganzen Straßen sich erheben sieht? . . . . . Wenn es aber christliche Kaufleute gibt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdischen Mitbürger finden, dann möge man sie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verstatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Ansprüche der Menschlichkeit verdränge."

„Als nun die Fürsten und ihre Räthe sich zu Wien versammelten, schickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, sich verletzt fühlend, und mehr noch von der Zukunft fürchtend, ihre Deputirten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu suchen. Dort ward diesen eine dreifach beruhigende Zusicherung gegeben. Erstens, man werde bei der künftigen Bundesversammlung die bürgerliche Verbesserung der deutschen Juden im Allgemeinen sich angelegen seyn lassen, wodurch nothwendig jede vorgängige Verschlimmerung derselben, als ein Rückschritt, als etwas ganz Undenkbares sich ergebe; dann sey man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat,

bis zum Eintritt jener allgemeinen Beſtimmung, Etwas zum Nachtheil der Juden ſolle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Iſraelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies Nichts zu beſorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlaſſung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß ſie die wohlerworbenen Rechte jeder Klaſſe von Unterthanen aufrecht erhalte, ihre Selbſtſtändigkeit zugeſtanden worden, und nicht zu erwarten ſey, daß ſie ihre politiſche Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen."

„Dieſe dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weitern Anfällen nicht ſichern, und ihre Widerſacher ſchritten auf dem betretenen Wege fort. Was bisher hierin auf beiden Seiten theils angreifend, theils vertheidigend geſchehen war, erſieht man aus einer Druckſchrift, welche die Vorſteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie ſehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig ſie haben es bis zum Erſchrecken gezeigt. Ihr friſches, warmes, jugendliches Recht mußten ſie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte Faſer zergliedern, ſo daß es entſeelt geworden, und wie ein Leichnam uns angrinſt. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menſchenblut für Wahrheit und Recht gefloſſen iſt, ſoll es noch Noth thun, den rechtlichen Beſitz des heiligen Erbtheils der Menſchheit ſich erſt anzubeweiſen, als ſey von einem ſtreitigen Krautfelde die Rede!"

„Wenn alle das Thun und Reden der Vorsteher der Judengemeinde Nichts gefruchtet, dann werde nicht gesagt, daß jener Männer leises, abwartendes und furchtsames Benehmen daran schuld sey — wo die öffentliche Meinung sich nicht liebend hingibt, da muß sie erkämpft, sie kann nie errechtet werden — aber genug, es hat Nichts gefruchtet. Dies haben sie ganz vor kurzer Zeit schmerzlich genug erfahren.“

„Bisher hatte man sich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und in dem Schrecken zu erhalten, sich einem oligarchischen Regimente preisgegeben zu sehen, das den Wunsch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlstand zu zerstören, laut und mit Frohlocken ausgesprochen hat. Endlich aber wollte man sie von der Furcht des Uebels durch Vollziehung des Uebels befreien. Bis jetzt war der Bürgerstand der Juden nur in so viel beschränkt worden, daß man widerrechtlicher Weise den sich verheirathenden jungen Leuten die Ertheilung des Bürgerrechts zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerks nur unter dem abschreckenden Vorbehalte zukünftiger Bestimmungen verstattete, und dergleichen mehr; die weitern Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längern Aufschub lästig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das persönliche, schon früher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdischen Familienväter zu thun. Wie dieses, wie tief verletzend, und mit welcher Geringschätzung, fast möchte man sagen, höhnenden Auslegung der

Beschlüsse des Wiener Congresses es geschehen, wird jeder rechtdenkende Mann mit Erstaunen, jeder rechtfühlende mit dem innigsten Unwillen aus der hier nachfolgenden Bekanntmachung ersehen. Sie untersagt den jüdischen Bürgern den Ankauf von Häusern und sonstigen Grundstücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemaligen reichsstädtischen Verfassung eingeräumt und unter der Fürst-Primatischen Regierung in Etwas erweitert worden war."

XXII.

Kuhschnappel, den 20. August. *)

(Eingesandt.)

Der durch amerikanische, asiatische, afrikanische, europäische und australische, sowohl unter Censur als censurfrei geschriebene, ministerielle, Opposition- und independente Blätter rühmlichst bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Hayti, Eigenthümer und Direktor der Königl. Dispensary zu Cap Henry, Herr Dr. Boaster, ist in hiesiger Stadt angelangt, und wird sich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er sich aus Menschlichkeit begibt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft desselben wird den vielen Augenkranken hiesiger Stadt und Umgegend zum großen Troste gereichen. Die Fälle seiner gelungenen Kuren, selbst bei solchen Personen, welche unheilbar waren, sind zu häufig, als daß sie ohne ungeheuere Inseratgebühren hier alle angeführt werden könnten. Der Kaiser von Marokko hat dem Herrn Boaster wegen seiner unzähligen Kuren, den Titel eines Kurfürsten

*) Zirlschwingen, 21. August 1819.

ertheilt. Derselbige heilt die hartnäckigsten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen streut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunst an. Er heilt die dazu geeigneten Blinden durch den thierischen Magnetismus und macht sie hellsehend; jedoch müssen Personen, die auf solche Weise behandelt seyn wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, sonst hilft es nichts. Auch hat Herr Boaster einen Zauberspiegel, der Blindgebornen auf der Stelle das Gesicht wiedergibt, wenn sie sich darin sehen Viele Personen, die nach Sonnenuntergang Nichts deutlich unterscheiden konnten, heilte er gründlich durch Anzündung eines elektrischen Talglichtes. Junge Mädchen, die aus Schwäche der Augenlieder und aus Congestionen nach dem Kopfe oft die Augen niederschlagen, stellt er wieder her, so daß sie Jedem starr in's Angesicht sehen können. Junge Leute, denen ein schönes Mädchen in die Augen gestochen, heilt er sympathetisch durch Ringewechseln. Richter und Beamte, die unwillkührlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinsehen auf glänzende Gegenstände entspringt, stellt er durch einfache diätetische Mittel wieder her, indem er sie von augenanstrengenden Amtsgeschäften entfernt. Auch das bei diesen Personen nicht selten vorkommende durch die Finger Sehen heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn Boaster in hiesiger Stadt ist zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung

zusagen könnte, doch können die Blinden, die sich ihm anvertrauen, versichert seyn, daß ihnen bald nach seiner Abreise die Augen aufgehen werden. Herrn Boaster ist wegen seiner Verdienste die Auszeichnung widerfahren, daß er in hiesiger Stadt praktiziren, und seine topischen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach §. 55 und 62 der kuhschnappel'schen Medicinalordnung, 1) kein Arzt Arzneien bereiten und Arcana verkaufen soll, und 2) auswärtige Aerzte, welche von dortigen Kranken consulirt werden, durch einen dort recipirten Arzt, zur Verhütung aller Mißbräuche, die Recepte unterzeichnen lassen müssen. Herr Boaster behandelt alle Armen ohne Nutzen. Auch verfertigt derselbe verschiedene Arten künstlicher Augen, als: schmachtende für verliebte Mädchen, thränende für junge Wittwen, wachsame für Polizeibeamten, kurzsichtige Augen für Kuhschnappler Schutzjuden, womit dieselben, wo sie auch wohnen mögen, nie in eine christliche Bürgerstraße sehen können, und andere mehr.

Herr Boaster wohnt in der Henkerstraße Nr. 8.

XXIII.

Französischer Kunstfleiß.

Unter den Erzeugnissen der französischen Industrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgestellt sind, sieht man folgende merkwürdige Stücke:

1) Eine sympathetische Druckerschwärze, die nach einem Jahre wieder verschwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Constitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dergl.

2) Eine Censur-Säure, die, wenn man die Zeitungen damit bestreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.

3) Akustischer Apparat, wodurch man hören kann, was in allen Häusern gesprochen wird. Der Erfinder ist Herr Mouchard in Lyon.

4) Revolutions-Gewitterableiter, die den Blitz in eine große Sandbüchse abführen.

5) Eine Spiel-Uhr, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger stellt, die Wachenden einschläfert.

6) Ein Taschen-Apparat für Freunde des Selbstmordes, der Werkzeuge zu allen möglichen

Todesarten enthält — Messer zum Halsabschneiden — Pistolen zum Erschießen — wässerige Schriften zum Ersäufen — deutsche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, dessen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens-Automat einer Xantippe zum Todtärgern — ein desgleichen, das seinem Eigenthümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft, und ihn darauf im Duelle ersticht — ein künstlicher Accise-Einnehmer, zum Hungertode — Verschwörungsgeschichten (gedruckte), zum Ersticken vor Lachen — eine sinnreiche Chaussée zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verläumdungs-Pillen zum Vergiften — ein ungeschickter Arzt aus Stahl, und ein dergleichen Chirurgus, zu vermischten Todesarten — Ernennungen zu Gesandtschaftsposten, um an diplomatischen Indigestionen zu sterben. — Eine Büchse voll Wahrheiten. Sobald man sie öffnet, fällt man in Ungnade, und stirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Couriers, mit der Lüge, Buonaparte sey entwischt, zum Selbsterschrecken — falsche Briefe aus dem Haag, mit der Nachricht, vom Gewinnste des großen Looses, zum Sterben vor Freude. — Eine Marionetten-Truppe, die Schiller's Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld — das französische Preßfreiheitsgesetz, zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußischer Douaniers, zum Bewirken einer tödtlichen Auszehrung — Ein Luftballon, durch Versprechungen aufgeblasen, der in einer gewissen Höhe platzt, und mit dem Aeronauten herabfällt.

*

7) Hölzerne Feudal-Stiefelknechte für hohe Herrschaften, die den Fuß, der hart darauf tritt, sanft bedienen.

8) Soldaten-Röcke neuer Art, die so knapp gemacht sind, daß die Soldaten, die darin stecken, sich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegen gehen.

9) Puder für unruhige Köpfe, um sie weise, weiß, und ihnen was weis zu machen.

10) Model eines langsam fahrenden diplomatischen Wagens, zur Herbeiführung der Instructionen, sehr bequem eingerichtet.

11) Der kleine Orthograph, für Frauenzimmer; eine mechanische Figur, die, auf den Schreibtisch gestellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographisch geschrieben wird.

12) Eine Luftpumpe zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerikische Experiment zeigt die Wirksamkeit dieser Maschine auf's Schönste. Der Künstler ließ am Kopfe und den Füßen eines englischen Augenarztes zwölf Pferde spannen, und diese nach entgegengesetzter Richtung ziehen, ohne daß sie vermochten, den leeren Windbeutel auseinander zu reißen.

13) Wasserdichte Filzhüte, die Wasser weder einnoch auslassen.

14) Elektrisirmaschine für freiwillige Landsturmer. Sind aus Papier-mâché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.

15) Eau de Congrés. Ein Waschwasser und augenstärkendes Mittel. Das Kistchen mit 39 Gläsern kostet vier Gulden.

XXIV.

Taschenbücher.

Manna in der Wüste! Der Gott Israels verläßt seine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleischtöpfe Aegyptens? Waren sie mit ägyptischer Finsterniß nicht zu theuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch, und auch das rothe Meer, mit seinen stillen gleißnerischen Blutwellen. Muth! Unsere Kameraden in Frankfurt haben wir schon septembrisiren sehen, und auch wir entgehen dem Schicksale nicht. Es thut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit stehen wir in den romantischen Blumengefilden der Almanache. Welche heitere Lüfte! Wie sie säuseln! Welche Blume duftet mir am süßesten zu? Ich breche sie zuerst. Die garstige Zeitungsraupe hat sich eingepuppt, und ein tändelnder schönfarbiger Schmetterling gaukelt hervor, und wiegt sich und kost und schlürft Nektar ein. Schau kann ich mich nicht fassen vor Wonne und Liebe. Ach! . . .

Komm her Erinnerung, kleines goldgelocktes Mädchen, ich will dich auf meinen Knieen schaukeln. Ja weit, recht

weit reisen wir. Wann geschah es, Louise, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröthe meines Glücks aufflammte, und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunklen Boden hervorsprang, früher erreicht als ersehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel seinen goldgestickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott" — „Bist du ihm gut?" — „„Ach der ist ja gar zu fern von mir!"" . . . Jetzt stopfst du Strümpfe, zahlst keifend eine Küchenrechnung aus, und reichst mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Brust. Und ich sitze hier mit ausgeleerter Brust und trocknen Augen, oder sie thränten aus Zorn und ohnmächtiger Wuth. Meine Empfindung ist matt und farblos, im Treibhause der Phantasie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, so erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, so freuen wir uns nicht. Unsere Liebe liegt begraben, und tiefer noch, als sie, unsere Trauer über die verlorne . . . Steig ab, Kleine, ich bin schon müde.

Ihr seht es, Leser, ich bin zu schwach und zu weich, und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden, und Sehnen und Thränen, wollte ich alle die rührenden Almanache lesen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Kosten zuschicken werden. (Bis jetzt habe ich erst das geſellige Vergnügen von Herrn Gleditsch in Leipzig und von den Herrn Gebrüdern Wilmans in Frankfurt Liebe und Freundſchaft erhalten.) Darum habe ich eine Werkstätte errichtet,

in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erscheinenden Taschenbücher lesen und beurtheilen lasse. Ich vertheile die Wolle unter sie, und sie bringen mir das Gewebe zurück. Auf diese Weise erspare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, Namens Guste, aus dem Fuldischen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, herausgegeben von Schütze, recensirt. Das Mädchen ist noch jung und bittet um Nachsicht.

„Meister und Brodherr!

„Ich verstehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder sagt, das sey genug, um ein Buch beurtheilen zu können. Schon der Name ist schön, und darum möchte ich vor allen übrigen dieses Taschenbuch, was auch darin stehen möge, als Geschenk geben, oder empfangen. Nun habe ich aber Vieles darin gelesen, das mich durch Lust oder Trauer angezogen und festgehalten hat. Ludchens Heimkehr, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebsten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwischen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Concerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, so daß, wenn das Jahr verflossen ist, man einen schönen Freudenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir eben so viele zärtliche Gedichte darunter schrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach diesem

kommt das Fräulein von Scuderi, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke. Dieſer Mann machte mir eben ſo große Freude, als Furcht. Ich war erſtaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieſes Ende ſo nahe war, und bewunderte die Kunſt, mit welchem ein kleiner Park, bald durch ſich verſchlingende Wege, bald durch bedeckende Geſträuche, zu großen und immer abwechſelnden Luſtgängen eingerichtet worden. — Hans Leu, von Langbein, iſt ein ganzer tüchtiger Mann; ich möchte ſo einen wohl lebendig, nicht haben, aber ſehen. Eines ſchönen Mädchens Lächeln hat den Rieſen beſiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Aermſten ja kaum mit Zwergen fertig. — Das Nachtabenteuer, von Graf von Löben, habe ich zweimal geleſen, nicht blos weil die Geſchichte etwas verwickelt iſt, ſondern auch, weil ſie mir gut gefiel. — Dem Herrn Nänny bin ich ſehr freundlich, weil er einen harten Menſchen, der eine Roſe mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausſchalt. Aber ſo fluchen, wie er gethan, hätte er doch nicht ſollen; die Strafe iſt viel zu grauſam. Ihre Dienerin, Meiſter."

XXV.

Der Herausgeber an seine Leser.

(9. Oktober 1819.)

Von heute an erscheinen die Zeitschwingen unter Censur. Wo die Freiheit Allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Trost. Das haben wir schon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorsehung bewundern! Um unsre herumirrenden, sich oft feindlich begegnenden Wünsche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab sie uns gemeinschaftliche Trauer. —

Meine Leser dürfen es mir glauben — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß sie so weit von Schmeichelei, als von Furcht abstehe — wenn ich sie versichere, daß die, von der Großherzoglich-Hessischen Regierung, wegen der Censur der Zeitschwingen erlassene Weisung in den Ausdrücken der möglichsten Schonung abgefaßt ist.

Die Worte, womit Schiller's Braut von Messina beginnt, könnten ihr zur Ueberschrift dienen. Das Urtheil über inländische Angelegenheiten ist mir freigegeben. In der Wahl zwischen Verurtheilung und Beurtheilung werden gewiß mehrere deutsche Staaten die letztere vorziehen.

Lebt wohl, Leser, auf Wiedersehen!

XXVI.

Bauholz zu einem Roman.

(1820.)

Der Glückliche hatte ſich in ſeinem Sinne ein ſchönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeſchmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entriſſen? Oder wollte er das Weib ſeiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder ſollte es ihm ſelbſt bequem werden, daß er ſich ſeines Beſitzes erfreue, und ſchlug ihn dann Armuth nieder? Wie es auch ſey — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig iſt das Hoffen, getäuſchte Hoffnungen ſind ſich alle gleich. Das Bauholz lodert düſter im Kamine, und nicht Alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Bruſt, wenn ein zitterndes Herz ſich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm theilt.

Sende mir die wildeſten Stürme des Himmels, ſende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde ſie aus, nur laß

mich nicht einſam ſeyn. Stelle den Mordbegierigſten gegen die unbewehrte Bruſt; er ſieht doch das Herz, indem er es zerfleiſcht. Ungekannt leben — athmen im Grabe, das iſt dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in dieſe Welt geworfen, und finden rings umher eine menſchenleere Wüſte. Vergebens ſtecken ſie am Strande ihre Zeichen auf, den Nothruf, mit ihrem Blute geſchrieben — kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete, ſtarre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es iſt zu fern. Sie hören ſein Geſchrei, ſie ſehen ſeine Zeichen nicht, und ſtreichen vorüber. Nur der Tod erlöſt den Einſamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen Andern auf die unbewohnte Inſel; dieſer findet die Leiche ſeines Vorgängers, und lieſt die Erzählung ſeiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.

Wozu nur die Sprache nütze! Sie verſagt uns ihren Dienſt, wenn wir ſie am nöthigſten gebrauchen. Forderte ich Brod, wenn mich hungerte, Waſſer, wenn ich durſtete, wohl auch eine Salbe, wenn mich der Finger ſchmerzte; das reichte man mir. Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll, und ich ein empfängliches Herz aufſuchte, meinen Ueberfluß zu faſſen, wenn der Schmerz mein Innerſtes zerriß, und ich ein Ohr ſuchte zum Wiederklange meiner Leiden, da verſtand mich Keiner, und ſie gingen ungerührter an mir vorüber, als an einem Baume, durch deſſen Zweige die Winde ſeufzen.

Einsam steht der Mensch auf den Bergeshöhen des Geistes, einsamer sitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandest du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgesellen gegenüber, und spieltest mit ihm das lächerlichst-traurigste Possenspiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigsten Lust; ihr spottetet des Heiligsten; ihr tratet das Unschuldigste mit Füßen; ihr suchtet in den gemeinsten spießbürgerlichsten Redensarten Einer den Andern zu besiegen, und taumeltet spät in der Nacht lärmend durch die Gassen, und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch beide getäuscht! Euch schlug ein weiches, edles Herz in der Brust, euch erhellte ein aufflammender Geist, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und jeder vermummte seine gute Natur. Verstandet ihr euch, so hättet ihr euch an's Herz gedrückt, und hättet in einer seligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die Menschen? So sehr verbergen sie nie ihre Laster, als sie ihre Tugend verbergen.

Die närrischen guten Menschen! sie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzuthun; sie verschließen aus Furcht vor räuberischen Ueberfällen dem darbenden Bettler ihre Thüre. Die edelsten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und so ist der Mensch nie blöde, seine rohesten Lüste zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verschweigt er, er verschließt seine Leiden, und duldet lieber

den Schmerz, als den Troſt. Da fuhr ich neulich im Poſtſchiffe am Rhein hinab. Was nur im deutſchen Reiche an Krämern, Juden und ſchlechten Dirnen Gemeines herumwandert, fand ſich da zuſammen. Einer der Reiſegefährten war mir mehr als alle andern in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmeſſer. Er trug weiße, blau geſtreifte leinene Beinkleider, Kamaſchen von gelbem Nankin, und ſeine ſchwarzſeidene Weſte hatte unausſtehlich farbige Blumen. An ſeiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rothe Troddeln. Er drang der ganzen Geſellſchaft die mit ſich führende Wurſt auf, ſchnapſte mit jedem Poſtillon, konnte ſeine langen Beine nie zu erwünſchter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt, und erſchöpfte alle Saufgelage an ſchlechten Redensarten. Nach dem Eſſen ſchlief der Kerl und ſchnarchte im Sonnenſcheine. Ein Buch fiel aus ſeiner Seitentaſche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls Titan, und tauſend Anſtriche und Punkte, und alle Ränder vollgeſchrieben: Keine Ader hatte dieſer Herzensgliederer beſchrieben, die der Feldmeſſer nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, deſſen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinſelſtrich des Malers hatten die Thränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöſcht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer feſten, ſelbſtmörderiſchen Hand weggezogen. In dem frechen Geſellen war eine ſchöne

Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand sah, ward er roth und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus," und riß wirklich ein Blatt heraus, um seine Pfeife damit anzuzünden. Und so ist der Mensch!

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja, den Harfner fassen sie deutlich; denn erst wenn man wahnsinnig geworden ist und sich den Bart wachsen läßt, kommen sie herbei, und sperren uns in's Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben sie nicht den menschlichen Körper durchsucht, und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgesondert. Wie sorgfältig haben sie die Entwickelungen der verschiedenen Altersstufen, alle Verrichtungen der einzelnen Theile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben sie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greises, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich sind die Aerzte, wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünstler für eine kranke Seele, und einen Saft, ihre Leiden zu stillen? Sind die Nerven erschlafft oder überreizt, was wird nicht alle gerathen und gegeben, sie zu stärken oder zu besänftigen. Aber wenn die Saiten des Herzens nachlassen oder überspannt sind, wer bekümmert sich darum? Man hat keine Linderung, ja

keinen Blick dafür, und erst wenn die Saiten zerrissen sind, erkennen sie den Jammer, um ihn zu verspotten, und sagen: Das sey die Folge thörichter Ueberspannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man so weise geworden, den unglücklichen Selbstmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einscharren zu lassen. Und doch, wie viel besser waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube Alles verklärte und sogar den Leib vergeistigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin und her geworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel besessen, und die Priester sprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn sie hundert Teufel ängstigen, kommen die Aerzte und sagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menschen sind einsam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen sie zusammen. Nur noch beim Schmausen findet man Liebe und Verständniß, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tischgenossen, und keinen Wirth, der den Hungrigen stille. O irrende Liebe, falsches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darnieder liege, um stärker und gesünder aufzustehen, oder im bewußtlosen Taumel dahin zu sterben? Und doch, wie sind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben schmerzt, findet keine Sorgfalt.

Einſamkeit des Herzens, wie biſt du ſo fürchterlich in Luſt und Trauer!

Will ich mir eine Luſt machen, dann leſe ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerſpielen geneigt, dann ſehe ich mir ihre wohlerzogenen Menſchen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht ſchon früher toll. Wahrlich, auch mit den leiſeſten Wehen der Mutter iſt das Leben eines Kindes ſchon viel zu theuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geiſteigenen Bürgers — und das ſind wir Alle — iſt ganz nach morgenländiſcher Deſpotie geformt. Da ſitzt irgend eine erblichherrſchende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menſchlichen Natur, wie mit todter Maſſe, die keinen Willen habe, noch ſelbſtthätige Kraft. Erhebt ſich irgend eine Luſt, gleich wird ſie von den Janitſcharen-Säbeln der Geſetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung tödten, ſchickt man ihm die ſeidene Schnur der Moral, daß er ſich ſelbſt erwürge. Wie viele Kräfte im Menſchen gehen ungebraucht zu Grunde! Nein — gingen ſie zu Grunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft verſauert, und verdirbt alles Blut des Lebens, wie ſchlecht verwahrter Wein zu Eſſig wird. Alle unſere Laſter ſind ungeſchlagene Tugenden. Wie viele ſind der Freuden unſerer Tage? Glücklich ſind die, welchen die

Wiege gleich zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es Wenige.

Die Kräfte des Menschen müssen demokratisch gebildet werden, so daß abwechselnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kömmt. Aber auch die glücklichsten Völker haben nur Stände: Kopf, Herz, Magen, und die tausend mannigfaltigen Farbenspiele, die dazwischen liegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kömmt. Es ist die uralte Gaunerei des Law, und unsere Altmutter Schlange, die gefräßige Habsucht. Sie legen ihr baares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden, und rollt in's Weite. Missisippi-Hoffnungen! Wo strömt der Missisippi? Wo liegt das gelobte Louisiana? Wenige wissen es, und diese lachen, und theilen mit dem Beutelschneider.

Liebe ist süßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer; aber die Glücklichern verschlafen das Dunkel.

Der eine Mensch ist Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder, träfen sie auf einander, dann entzündete sich ein schönes Licht, ihnen und Andern zur Freude. Aber es geschieht nicht. Die Eigenliebe der Menschen schlägt sich

ſelbſt die tiefſten Wunden. Jeder ſucht nur den Gleichgearteten, und ſo begegnen ſich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entſpringt.

Die älteſten griechiſchen Künſtler bildeten die Gerechtigkeit ohne Kopf ab. Es war ein Deutſcher, der zuerſt dieſe Bemerkung machte — Winckelmann.

Dramaturgiſche Blätter.

(1818.)

1. Am 28. Juni. Der Vorſatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die ſo anſpruchslos hervortreten, erhalten oft mehr als ſie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die ſich eben ſo ungezwungen auflöſt, geben dieſer Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatiſchen Künſteleien, die mit Geräuſch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** ſpielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künſtlerin und machte ſie vergeſſen. Sie wußte die Naivität eines Landmädchens von ſtädtiſcher Ziererei und bäuriſcher Derbheit frei zu halten. Ihr Liebſter, der Soldat Hans, von Herrn *** dargeſtellt, ſchien ſich auf den Drang ſeiner Gefühle verlaſſen, und daher auf das, was er ſagen wollte, ſich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verſchwieg, ihm nicht blos den Arm ſteif gemacht? Wahrſcheinlich.

2. Raphael, ein hiſtoriſches Luſtſpiel von Caſtelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr malt so gerne Jungfrauen."

Raphael.

„Weil sie was Seltenes sind, gemalten darf man trauen." Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager sank mein armer Vater hin,
Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn."

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte Andern als Muster dienen. Frau *** spielte die Cäcilie ..... aber sie war auch gar zu schön! in der 8. Scene wendet sie sich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,

so sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w.“

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein bas-relief seyn, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vortheilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr *** gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken lassen.

Demoiselle W.... gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen

zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr *** bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln: Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini. Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch Nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle P... verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte, und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunſtfreund findet auf ſeinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künſtler; freilich ſind ſie anderer Art — jenem wird oft für ſeine Kunſt kein Geld, und dieſem für ſein Geld keine Kunſt zu Theil. In dieſem Original-luſtſpiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Louiſe hat es nicht geſchrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zuſammengeflikten Lappen der verbrauchteſten Hiſtörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von ſo vielen Seiten her mit Mühe herbeizuſchleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauſpielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man ſich betrogen. —

Herr *** ſpielte den Magiſter Lämmermaier, manchmal ſeiner ſelbſt, manchmal der Poſſe würdig. Man ſagt, daß er in dieſer Rolle Iffland kopiere; ſo hätte alſo das Vorbild ſeine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** ſtellt den Magiſter zuweilen als einen eingebildeten Menſchen dar, der ſtolz auf ſein umfaſſendes Wiſſen ſey; aber Lämmermaier iſt nicht ſo. Er dünkt ſich keinesweges was Großes, ſondern die poetiſche Kunſt ſcheint ihm nur was Kleines zu ſeyn, mit dem man leichte Arbeit habe. Es iſt alſo ein Mißgriff, wenn ſich der Schauſpieler in die Bruſt wirft, und ſich hochtrabend und tragiſch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgeſitteter junger Menſch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer

großen Verſammlung ſchuldig iſt. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht ſo genau nähme, würde beim Nachhauſekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Thür hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte ſeinen Schmerz, und betrug ſich, als wäre Nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hauſe ſey. Es iſt recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden ſo bequeme Rollen hat. — Frau *** ſpielte die Virtuoſin Tempioni in einer Scene meiſterhaft, in der nämlichen, wo ſie ſich vom Magiſter Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorleſen läßt. Auch Herr *** war in dieſer Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbaroſſa, Oper von Fränzl. Die Lärmſchüſſe in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angſt gemacht; ſo wurde man wenigſtens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geſchrieben iſt: das ſoll Herr N. ſeyn, dann mag man, ohne das Gemälde zu ſehen, ſeinen Unwerth beurtheilen. Dieſe Oper iſt eine muſikaliſche Herberge, die gaſtlich viele Fußgänger und mehrere Paſſagiere aus dem Mittelſtande aufnahm, und wohin ſich einige vornehme Reiſende verirrten. —

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro, haben die Koſten der Unterhaltung dieſen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine

rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser Letztern gerathe; er mag sehen, wie er sich heraushelfe!

7. Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue. Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde todtschießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er satyrisch und sagt: das Beste am Leben sey, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder Nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner verstoßner Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit" auftreten soll, sehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenspiel nichts zu wünschen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einstudirt; aber auch ihr war der Fehler, sich den Zuschauern zu viel en face zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiselle S... spielte die Toni als Gast, und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit, als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles, aber dennoch besonnenes, die Ueberlegung der Künstlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei andern so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenspiele (Toni's Hinneigung zu Gustav ist nur erst eine Tugend, noch keine Leidenschaft) — diese Vorzüge sind es, welche uns den weitern Darstellungen der Dem. S..: mit angenehmer Erwartung entgegen sehen lassen.

Wer Kant's oder eines Andern physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend darin nachzulesen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sey — die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause, finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solié.

Die französische Conversations-Musik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester, wie das unsrige, ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein

Spiel wird zu ausgesprochen seyn; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. — Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche schöpferische Kraft Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen seyn, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang, und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage

beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurtheilt. Herr Wild, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Theil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. *** Altstimme, sang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigenthümlichen tönenden Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K... als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüthe prangende Gestalt, mit unnennbarer Anmuth ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zu Theil geworden seyn, damit das Auge das Ohr bestehe. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft-Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Herr D... hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz

zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem Allem sichtbar wird, und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen, und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verläumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Madame *** sang die Camilla. Welch ein grausames Vergnügen diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiselle W...., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozarts Geist schritt polternd durch das Komödienhaus — die dickste Saite des Contrabasses zersprang — die große Trommel seufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieses Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von Elise v. Valberg eingeschlafen war, und im Schauspielhause übernachten mußte. — Herr *** sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geschehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu gestehen: Nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie alle vortrefflich gespielt, und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir Alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuschauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche sogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine sehr

komiſche Weiſe den Geiſt aufgab. Eine ganze Loge voll ſchöner Damen in meiner Nähe belachte dieſe Sterbeſcene. Ernſt zu ſprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht ſtarb, ſondern ſich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſey.

15. Am 28. Juli. — 1) Der Unſichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der Unhörbare zur Vorſtellung gebracht, dann wäre ſchwer zu unterſcheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar viele hätten Anſprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht ſchnurrig geſpielt. Ging es nur immer luſtig zu auf unſerer Bühne, da wäre man noch am beſten daran, dann wüßte man wenigſtens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Suſette; Herr ***, Malesherbes; Herr ***, Peter. — Keine Roſe ohne Dornen! Dem. Lindner war die Roſe.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutſchen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeiſtert, und der die Liebe zu ſeiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenſtrahl, auf den ein

trüber Tag gefolgt, du ſüßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege ſtarb, und nicht zur Männerwürde hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilſchen, wie ſollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zuſammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es ſonſt ſey? Dein Geiſt, dein Herz iſt darin; deine Dichtungen ſind Heiligthümer einer verſtorbenen geliebten Zeit, die wir verehren ſollen, nicht beurtheilen! ... Aber, warum mußte ich mich auch ſo hoch hinauf ſchwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** ſpielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unſerer Bühne ſo oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es iſt mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verſtehe ich Nichts von der Sache, es mag ſeyn; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunſt, die der in Raum und Zeit eingeengte Künſtler nicht zu gewähren vermag. Iſt es ſo, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich ſchriftlich zurechtzuweiſen (mit mündlichen Erörterungen wünſche ich verſchont zu bleiben, ſie rühren mich zu ſehr). Widerlegungen ſolcher Art, und ſollte auch jede Waffe darin benutzt ſeyn, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu beſtreiten, und ſollte auch mein Mangel an Einſicht in Beurtheilung ſchauſpieleriſcher Darſtellungen noch ſo fühlbar gemacht

worden seyn — wird niemals, ich verspreche es feierlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch freimüthig auszusprechen, was ich denke, und ich denke, daß der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. Vergleicht damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich seyn. — Herr *** spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Herr W... als Herr von Anker, wußte die komische

Wirkung hervorzubringen, welche mit dieſer Rolle beabſichtigt wird. — Frau *** ſpielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiſelle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regſamkeit und Laune. Dieſer Künſtler weiß ſich immer zu beſchäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. —

19. Am 2. Auguſt. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiſelle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher ſie begann, verrieth, daß ſie beſcheiden genug iſt, den Werth ihres Geſanges nicht zu überſchätzen. Demoiſelle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenſtrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutſchen Ueberſetzung: ſie mißfiel ſehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu erſuchen, daß ſie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen iſt, von neuem möchten drucken laſſen. Bei mehrern andern Opern iſt derſelbe Mangel Angetreten. Wäre es nicht ſehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Geſänge, ſondern auch die geſprochene Worte, und die ganze ſceniſche Anordnung des Singſtückes zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. Auguſt. — Die Indianer in England, *) Luſtſpiel von Kotzebue.

*) Die Handſchrift, welche die Berichte über die ſchauſpieleriſchen

Mit „Auweh“ beginnt dieſes Luſtſpiel, wenn das nicht herzbrechend wird, ſo iſt's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. **Toujours perdrix, toujours Gurli.** Hundert drei und dreißig Male (bedachtſam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgeſprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angſt und Wehmuth vergehen möchte. Närriſcher Samuel, hat je eine abgeſchmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: nein. Es wird gewiß keine beſorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieſes Schauſpiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine ſtyliſtiſche Bemerkungen zur Uebung unſeres Geſchmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts ſagt Liddy: „Pfui! keine romantiſchen Thorheiten! Kaberdar iſt ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verſchmähen, deſſen Herz ich blos aus ſeinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreiſe den Compaß gegen einen Schmetterling vertauſchen.“ Eine ſchöne Zuſammenſtellung; man hätte eben ſo gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückſchwangere Blitze.“ Sehr falſch. Der Blitz kann nicht ſchwanger werden; ſchon deſſen langgeſtreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung

Darſtellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Taſche verloren, und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzuſtellen vermocht. Daher die Unvollſtändigkeit dieſes Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlornen es mir zurückzugeben, denn dieſer thut es wohl von ſelbſt, ſondern den unehrlichen, und es ſey ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth iſt, dafür zugeſagt.

nicht einzufassen. Uebrigens ist der Blitz das Gebyrne, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet gesprochen. — Frau *** als Mistriß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Sylben zu viel schleift, sie müssen, wie Frau *** es gethan, gestoßen werden. — Aschgrau, dürre, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr L... den trocknen, vorsichtigen, sich selbst controllirenden Zollinspector sehr lobenswerth dar, und ließ Nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ seine rothe Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Herr *** war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sey

verstattet. In der siebenten Scene des ersten Akts, wo er ganz entathmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspektor, kömmt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *** schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte kriechend und allzeitfertig, wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen, und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Herr H . . . als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. — Herr U . . . und Herr K . . . waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte sich, um das Possierliche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. — Aber wo bleibt die schöne Gurli=***? Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heirathen, heirathen, heirathen.— — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. —

21. Die Bröderollen, Posse von Breitenstein.

Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck!

Als Landfräulein — dieſe Selbſtgefälligkeit wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerſpiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die ſehr gute Ausſprache des Franzöſiſchen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, raſch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirſtück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuverſicht, die ausgeſpreizten Finger. Wenn ich Nichts weiter zu ſagen weiß, ſo iſt es die Schuld derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen laſſen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und ſie dieſen Abend nicht herausrufen ſollen — der ſchönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorſatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorſatz, gelenker zu ſeyn, hatte Herr ***, wie es ſich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Luſtſpiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, dieſe als Klärchen, hatten ſo angenehm und mit ſo reicher Laune geſpielt, daß ſie ſich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den ſie verdient, dem armen Jakob einen Almoſen abzugeben. Es war dieſen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum erstenmale wiederholt.)

Wenn auf unserm Zettel steht: zum Erstenmale wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirthshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit.“ Die Sache ist gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte schon früher des Herrn Schwind gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallen-Flöte, bald süß bald kräftig, tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier Alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernikel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel, das unter zehen Menschen auch nur einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Lust und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernikel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr, da er sein Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er seyn sollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Borthal verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene passive

Komik, wie ſie dem kränklichen, ängſtlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeſchrieben iſt, zur Laſt fiel. Er iſt beſſer an ſeinem Platze, wo er ſeiner gährenden Laune Luft machen kann. Madame H... hat gut geſpielt, Madame H... auch, Herr O... auch, Herr H... auch, Herr K... und Herr B... auch auch, Herr H... auch, Herr J... auch, Demoiſelle U... und Madame S... auch auch, Demoiſelle W... auch, Herr U... auch, Herr H... auch. Es iſt doch Niemand vergeſſen? Auch die Straßenjungen haben gut geſchrieen und ſind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müſſen ſich mit dieſem Regimentslobe begnügen, wer kann wiſſen, wie ſie alle heißen!

26. Stille Waſſer ſind tief.

Ein herrliches Luſtſpiel alter guter Art, wo ernſter Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigſten Verſchwiſterung ſich zeigen. Alles gehörig ſchattirt, nichts von jenen Farbenſprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele ſolcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg ſehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und beſcheidene Zuverſicht zum anmaßenden herriſchen Weſen, gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln ſollen laſſen. Dieſe Rolle hat Klippen, die nicht jeder zu vermeiden verſteht. — Frau

*** die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um keinen Beifall erst zu werben, er ist ihr ein- für allemal zuerkannt. — Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künstler, der so reich ist, wie dieser an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, schlau und lauernd, wie es sich gebührt; Herr H..., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiselle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten seyn.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Musik, die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens, gelangt, und, wie Alles, was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O... war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin er den Kontrebaß

mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. K... den Marco, gut; aber ist nicht der musikalische Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus, singen beide letztere: „O weh! er scheint von Sinnen." — „Was macht er für Grimassen? Mir graut ihn anzusehen. Er faselt." Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel stand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine solche Aufführung hätte wohl weder einer Entschuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen. Die Musik ist von Mozart," welches Jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon Niemand Etwas weiß.

Madame *** sang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man sie würdig preisen. — Man ist

gewohnt von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen, und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonstigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, so wäre Madame *** die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es ist verdienstlich für jeden Sänger, in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die meisten ausgestattet sind mit eigener selbstständiger Kraft, sich so willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verläugnung des Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesammtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der todte Mann, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Perſonen; welche in dieſem Stücke vorkommen, haben ſchlecht geſpielt für ſechs. Wer dieſes Räthſel nicht zu löſen weiß, mag froh ſeyn; ſein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Luſtſpiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei erſten Akte.) Herr B... machte den Junker Hans, und richtiger kann man dieſe Rolle nicht auffaſſen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenſte Bild der herzlichſten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unſchuld. Wo dieſer Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da iſt das Spiel ſchon verfehlt. Das Schnipp Schnapp Schnurr muß Herr B... fertiger auszuſprechen lernen; er ſprach es zu langſam. Auch an dem Lirum Larum ſchien mir etwas zu mangeln. Für ſo ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine ſtehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal geſagt werden. — Herr O... war ein guter allerliebſter Matz. — Herr W..., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat ſeine Scene ſehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargeſtellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präſentiren des Wechſels ſich nicht ſo ſehr ärgern ſollen, als er gethan. Bei ſolchen Vorfällen einer

verweigerten Zahlung, bleibt man kalt und weiß, was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassiren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. —

31. Der Geizige, von Moliére.

Herr K... spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgniß war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas Altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menschennatur wie sie Moliére entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl gelang gut, und am Schlusse bildete Herr K..., vor seiner Kassette sich hinwerfend, eine schöne malerische Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geständniß, Lustspiel von Kotzebue.

Ursprünglich heißt dieses Stück, die Beichte; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu seyn. Wir erleben es noch, daß

die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Laubhüttenfest verspotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beschämen glauben; das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich ihnen beweisen, daß, wenn sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner übeln Wirthschaft, wenigstens nicht so freundlich lächelnd, auf Ihre eigne Rechnung hätten setzen lassen... Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste?

33) Der Dichter und der Tonsetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung ist munter, die Verwicklung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht, sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war, wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem zunftsüchtigen Frankfurt noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen Diesen das Spielen nicht erlauben, das, wie sie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob sie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel schöner seyn als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Coulissen, bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitations-System und das ganze Kompendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *** spielte den Sarastro. - Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut, und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgesang werden nach einem andern Maaßstabe gemacht, und sie sind darum schwerer zu erfüllen, als die Leistungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Basse nicht stattfindet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm, bei seiner ernstern Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr, auf dem Komödienzettel, das Landsturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere, wohlgemuth herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutsches Auge weint auch, wenn es sieht, wie, nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergessenheit, und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. O Just, o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, sich

täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können, als zu solchen patriotischen Phantasien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wichtig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt ihr, daß diese Theaterkritiken, woran ihr so gut seyd, eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Versüßerung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. **Panis et Circenses!** war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich, wer da wolle, zum Besten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Censur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich seyn hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß

vor fünfhundert Jahren ein öſtreichiſcher Statthalter in der Schweiz ſchlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich ſolcher Herrſchaft ſatt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oeſtreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, ſo daß Keiner, der des Dramas oder der Geſchichte unkundig iſt, wiſſen kann, wenn er von den „Fremdlingen reden hört, (welches Wort zuweilen ſtatt Oeſtreicher geſetzt iſt), ob Chriſten oder Hottentotten darunter gemeint ſind? . . . Da ſeht ihr ſelbſt, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses ſo ſchlecht ſind, und man aus Langeweile genöthigt iſt, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer iſt man ſo glücklich, zu ſeiner Zerſtreuung luſtige Einfälle zu erjagen, Folgendem gleich. Während der ganzen Verſchwörungsſcene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachläſſigkeit des Maſchiniſten, das wäre ein köſtlicher Biſſen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück iſt folgender Weiſe ſolfeggirt worden. Doch zuerſt von denen, die mehr gethan als das. Am beſten unter allen hat Ida Weidner als Tells Knabe, geſpielt. Dieſes Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch beſſern Lehrmeiſter. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?"

verſchränkte es die Aermchen, um ſich eine nachſinnende Stellung zu geben; dieſe Bewegung iſt aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** ſtellte ſeine ſchwierige Rolle als Freiherr von Attinghauſen mit großer Kunſt und Einſicht dar. Die Sterbeſcene gelang ihm ſehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnſtuhl weiter vorwärts ſtehen, oder daß Attinghauſen erſt todt zuſammenſinken ſollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten iſt. Herr *** ſtarb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ ſich als Leichnam durch das ganze Zimmer ſchleppen und dann auf den Seſſel niederſetzen; dies nahm ſich nicht gut aus. — Herr *** ſpielte den Tell mit der edelſten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte ſpielt. Melpomene mag ſich freilich geärgert haben, ſich mit ihrer Feindin Thalia in einer Geſellſchaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte ſeine Luſt daran gehabt, ſie beide zugleich einzuladen. Doch . . . ich will mich nicht bezwingen, ich will grob ſeyn. Gibt es keine Theatergeſetze, die einen Schauſpieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Beſitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch ſo oft, mit Geringſchätzung der Zuhörer und ſeiner Pflicht, ſchlecht und mit der unverzeihlichſten Nachläſſigkeit ſeine Rolle abwickelt; und ermangelt unſere Bühne ſolcher Geſetze, warum übt das Publikum nicht ſelbſt Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geſchehen, daß man ſeine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte

*

den Geßler. Es fällt auf, in unſern Tagen keinen Tyrannen ſpielen zu können. Mit dem rauhen und barſchen Tone, deſſen ſich Herr *** befleißigte, wird Nichts ausgerichtet. Dieſer iſt eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen ſchlüpft die Tücke mit einer leiſen und glatten Sprache, als ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Menſchen lispeln gewöhnlich, ſie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in ſeinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demſelben Ausdrucke, mit dem er ſagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß;

hätte er auch ſagen können: „Hier, mein Söhnchen, haſt du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennſt“ .... Auch ſein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeſchickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieſer Scene nicht minder, denn er ließ ſich ſeine Vorbereitung, den ſinkenden Geßler in ſeine Arme aufzufaſſen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch ſchauſpieleriſcher Mißgriffe und Fehler in unalphabetiſcher Ordnung durch. Dieſer Künſtler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren iſt, und je ſichtbarer es ward, wie ſchwer ihm die Enthaltung von gewiſſen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für ſein Beſtreben. Herr *** fühlt, was er

ſpricht, aber der Schauſpieler ſoll nur denken, was er zu fühlen ſcheinen ſoll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** iſt ſo unglücklich, niemals den Schwerpunkt ſeines Geiſtes, noch den ſeines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierſtange einer hyperpathetiſchen Deklamation; daher ſein Herüberneigen des Oberkörpers, ſein öfteres ſich-Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewiſſer Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in ſeinen Fehlern beſtärken. Man kann mit ſeiner Stimme ſteigen und ſteigen, und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verſtändigen für Nichts achtet. Herr *** nimmt mit ſeinem Munde ſtets einen zu ſtarken Anlauf, ſo daß er, wenn ihn Jemand im Zweigeſpräche ablöſt, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexierwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Muſik forttanzt; man glaubt, Herr *** müſſe noch Etwas zu ſagen haben, und iſt über ſein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichſam um einen Trumpf darauf zu ſetzen, mit einer ſchleudernden Bewegung der Fauſt zu endigen. Es iſt dieſes ein mimiſcher Schnörkelzug, dem kalligraphiſchen gleich, ohne welchen viele Menſchen ihren Namen nicht ſchreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des erſten Akts vorgeſtellt wird, den Beſchluß

machen. Von diesem Hause heißt es, an verschiedenen Stellen:

— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
. . . . . .
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.
. . . . . .
Vor diesem Hause hielt er wundernd an. (Der Vogt.)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher, in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges, und kleinstädtisches Benehmen, mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Herr H... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. — Herr *** spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Herr ***

zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, beſonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** ſpielte den Gewürzkrämer poſſirlich. — Hr. ***, Fanchon's Haushofmeiſter, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müſſen. Ob hiedurch Alterſchwäche, oder was ſonſt bezeichnet werden ſollte, weiß ich nicht.

Da ich ſo eben des Herrn *** erwähnte, ſo will ich es meinen Leſern erzählen, daß dieſer Schauſpieler vor ſeiner Abreiſe zweimal in meinem Hauſe war, mit mir zu ſprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen ſind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen mich zu bitten, daß ich ſeiner Frau ſchonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch ſeine Abſicht geweſen ſeyn mag, ſo würde ich ſeinen Drohungen zu begegnen und ſeinen Liebkoſungen zu widerſtehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauſpieler abzuhalten, daß ſie in der Abſicht, meinem Urtheile über ihre Darſtellungen eine gewiſſe Richtung zu geben, mich zu beſuchen kommen. Sie mögen ſich hierin das Betragen ihrer hieſigen Kunſtgenoſſen zur Richtſchnur nehmen. Dieſe, obzwar mir ſo nahe geſtellt, haben es noch nie verſucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Anſicht Einfluß zu erlangen, und ſie werden gewiß immer ſo beſcheiden und ſchonend ſeyn, mir die traurige Wahl zu erſparen, entweder durch heuchleriſche Verſprechungen, die

ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Uebertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die andern. Aber der christliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll. —

Madame *** spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuscript.)

Tauſendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück iſt wenigſtens ſchon vier Jahre lang gedruckt, und alſo kein Manuſcript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn, entweder iſt darunter eine Charlatanerie verborgen: es ſollen nämlich die Schauluſtigen ſtärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durch's Leſen nicht kennen lernen kann; oder: es iſt dieſes abermals obzwar ein kleinerer Beweis von gedankenloſer Bühnenleitung. Urſprünglich ſtand auf dem Zettel: Manuſcript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert ſo ſtehen bleiben. Desgleichen lieſt man ſehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, ſo iſt er nicht zu haben. Götter! ſendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritiſchen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur geſpeiſt werde. — Liebe Leſer, da alſo Hedwig gedruckt iſt, ſo leſet lieber das Stück, als daß ihr es vorſtellen ſehet; jenes bekommt euch beſſer. — Madame *** ſpielte die Hedwig. Ich ſchone ſie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich ſpitzte ich die Ohren ſehr; denn zum Erſtenmale auf unſerer Bühne, hörte ich diminuendo und piano ſprechen. Halt, dachte ich, der Mann verſteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr

*** konnte unter so Manchem, was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen, sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehülflichem, verlegenem, abgeschmacktem Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken seyn.

40. Das Strandrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayfisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiselle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtentheils aus Handwerksburschen und andern Paradiesvögeln, so wie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gothischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch

Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so wollte ich für meinen Extra-Gulden auch Etwas genießen; und — sah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Cimboraſſo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Herr ***: Franz; mittelmäßiges Fabrikſpiel; — Madame ***, Amalia, eben so. —

42. Am 14. Nov. — Welches iſt die Braut? Luſtſpiel, von Johanna v. Weiſſenthurn.

Das iſt eine von den Verwicklungen, die ſich auf eine vorherzubeſtimmende Weiſe auflöſen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels, mir die ganze Geſchichte ſo zuſammenzufügen, als ich ſie nachher bei der Vorſtellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümleim, war ganz in ſeinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, ſo ſollen ſie nicht dabei der ganzen Geſellſchaft den Rücken zukehren, ſondern im Gegentheil. Wollen ſie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, ſo brauchen ſie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Roſſini.

Arsir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger singt gleich anfänglich mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte, als solche Minnesänger? Demoiselle ***, als Tancred, erwarb sich nicht allein den Beifall aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos im Tancred, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich ihres Beifalls werth zu machen suchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Posse von Kotzebue.

Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen sie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langsalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitspielenden übergegangen, wenn nicht auch auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr

v. Langſalm, war matt, er wußte ſeinem Spiele nicht Friſche und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieſer Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwiſchenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenſpiel ausgefüllt, und ſo die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langſalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die ſie zu ſprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem ſchlafluſtigen Gemahl, ſtatt daß ſie überall deſſen Gegenſatz hätte bilden ſollen. Herrſchſüchtig, heftig, jungſüchtig, putzſüchtig, nicht korpulent, nicht ſo ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiſelle Lindner, Doris. Daß dieſe Künſtlerin die Gabe, ſchlecht zu ſpielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebuſch, Herr ***. Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer thut's noch nicht. Herr *** als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Iſt Einer ein junger Sauſewind, ſo geht er nie, er läuft beſtändig. Man ſoll aber die Natur ſtudiren. Meine Herren, beobachten Sie den luſtigſten jungen Menſchen ihrer Bekanntſchaft, wenn er auch erſt 18 Jahre alt wäre, und ſehen Sie, ob er wie ein

Knabe springe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langsalm. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel besser spielten, als vorher. — Demoiselle *** als Babet, war nicht natürlich genug, und deklamirte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen, dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach sie in zwanzig Stücke. —

45. Am 28. Metz 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weissenthurn, Lustspiel in vier Abtheilungen.

Dieses Lustspiel der sehr beflissenen Frau v. Weissenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute,

lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen bessern Stoff, an dem er sich übe, nur noch wünschenswerther.

46. Das Fischermädchen, lyrisches Drama in einem Akt von Körner, Musik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich Alles in diesem kleinen Drama wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seyen Elemente fremder Meister darin; mag seyn! aber sie sind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtschaftlich gemischt. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeister Spohr (zum Erstenmale).

Wer weiß es nicht, welch eine hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren. Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunst ist man dem Geiste

und Gemüthe eines Jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in andern Künsten verdient man nicht den Besten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Theilen seines Bildners werth ist, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht als ausgesprochen. Die kühne und erfindungsschöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menschenstimmen geflochten worden, überraschte so stark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6. „Nein, ich will nicht klagen;" Zemirens Arie Nr. 8. „Rose, wie bist du reizend und mild," und so viele andere herrliche Tonstücke machen diese Oper zu einer der reichbegabtesten, die wir je gehört. Das kunstliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltsam fortgezogen, es konnte nicht widerstehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeisters Spohr, daß es auch seine schwachen Minuten habe, wo es sich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man seine Chladnischen Klangknoten ausfindig mache, und es an diesen Stellen tüchtig treffe.

Der bescheidene Spohr wird gewiß selbst der erste seyn, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche

Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung seine Oper ausgestattet hat. Der wunderschöne Feenpalast, in welchem der reisende Kaufmann und sein Diener Milchbrei aßen, war ein Meisterstück von überirdischer Baukunst. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Heide durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spuckgeister von Genien, worunter eine tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirection, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld, vergebens so sehr bemüht hat, an dem äußern Glanze seiner neuen Oper Nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das Schlimmste nicht, das Schlimmste ist, daß er Nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimath, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er. (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von

den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direction nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kömmt daher, weil die Directoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammerungswürdiges Erzeugniß aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle F... sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für Einen, den sie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, so oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größern Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmuthig war er besonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte" und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in diese Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K..., als Sander, und die beiden Demoiselle *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne. Wahrscheinlich wird man an ihrer

Stelle wieder einige rumfordiſche Sparſängerinnen verſchreiben, und, bis dieſe ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauſpiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die ſich der Verfaſſer genommen, iſt etwas zu groß. Es ſollte billig Jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, wie viel Waſſer er ſich zu ſeinem Weine gießen wolle. Der Schilleriſche Geiſt iſt hier durch fünf Akte ſo verdünnt (als umgekehrte Quinteſſenz), daß von dem herrlichen Getränke Nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmiſche Proſa — die Menuetſchritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchſe, welche aufgeblaſene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätſchern des Brunnens“ (dazu gehört kein großer Lärmen). . . „O Gewißheit, breite deine eiſernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Feſtigkeit“ (wie erhaben geſagt!). — Wie konnte ein Robert nur ſo dumm ſeyn, der Gräfin ſeine ruchloſen Abſichten offenherzig mitzutheilen? Zu ſolchen albernen Streichen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakeſpearirende Unterredung der beiden Eiſenhammerknechte iſt ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um dieſe unſerem Schauſpieldichter

abgelernte Bombast-Sprache in's Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er selbst ist, und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades gibt, so muß auch die Beurtheilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn ***, er ging immer in Versen, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes Taktschlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künstler bedarf. — Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Lutthgarde: Demoiselle ***. Einen leisen Tadel möge sie sich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen lassen. — Thränen, ja selbst erstickte, sind ein Luxus der Empfindung, welche nur selten bei großen Festlichkeiten des Herzens zu genehmigen sind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eisenhammer, als sie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meisterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuschauer zugewendet, konnte

man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, so lange sein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerscenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Den Wasserkrug, den Luithgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemessen .... Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter ein so schmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erschien, eine Ruhebank angebracht worden sey; man pflegt dazu breitästige Bäume zu gebrauchen ... Die Gartenmauer, die sich in der dritten Scene des ersten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, ist durchaus nicht gothisch gebaut. Es ist dieselbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden spielen sieht. Hat man das Stück gelesen und gesehen, und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch Etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Unterthanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirektor Sutor (zum Erstenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen

Burg," sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben, und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Besten gehalten, und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

30. Am 14. März. — Das Vogelschießen. Lustspiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da sie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Demoiselle Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität; Herr Becker

als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes; Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen seiner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürsten. Seine Rolle ist zwar klein; aber das Still-Leben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, scheint leicht und ist schwer. — Der Schauplatz mit seinen Buden, Schenken, Gauklern und Lust-spielern, war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fischer.

Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame H..., als die junge Wittwe, sang beifällig und spielte mit Anmuth ihre verwandelten Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst kopiren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Lustspiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Dukaten seines gutmüthigen Onkels sonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, so oft davon die Rede ist, „pfui Teufel“ ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg, ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!)

Dann, befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag, und daher beide erheirathen will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hülfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillet, und bittet um Zurechtweisung. Siehe da! es ist die Nummer des Hauses, worin die Geliebte wohnt. Der junge Mensch führt den Franzosen in ein Weinhaus, schleicht sich mit dem Zettel davon, verkleidet sich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige gibt. Der Onkel sucht voller Angst den Neffen überall auf, und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke spielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe sagt: aus Liebe habe er sich bei den Franzosen anwerben lassen, (nämlich aus Liebe zu seinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt sich auch aufbinden, daß die Franzosen unter solchen exotischen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt seine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Lustspiels mit saurem Gesichte endlich beistimmen.

33. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff spielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff bestand, das läßt sich, so viel die allzu possenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigen; schwerer aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben, und ihre Reitbahnkünste zu Schanden zu machen, sich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich seyn. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. — Die Zauberflöte.

Seitdem unsre Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozart's Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum Erstenmale erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre sechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet, und so dauernd die Liebe

fesselt, so beweist dieses nicht blos ihren Werth, sondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutsche, können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutscher, sondern auch, weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich, vor allen Völkern Europas, des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissenschaften und Künste eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater-Kasse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater-Kasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige

ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandſchachtel, woraus das Glockenſpiel, von zwei hölzernen Trommelſchlägeln angeſchlagen, erklingt. Feen koſten ihre Geſchenke keinen Heller, darum ſind ſie auch immer prächtig; welche Pracht ſich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuſchen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tauſend Jahre den Tamino ſchrecken, und noch millionenmal todtgeſtochen werden — ſo eine Schlange hat ein zähes Leben — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger ſieht darin aus wie ein Hanswurſt. Das Kleid mag buntbefiedert ſeyn, ſo bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau. Aber welcher Vogel hat ſo abgezirkelte, ſymmetriſche Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn beſetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verſtorbenen, wenn auch nicht unerſetzlichen, doch unerſetzten Lux (möchte unſer fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er ſich unter dem Spiele mauſte. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeſchafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, ſondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf ſitzen, wieder verdorben iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel geſperrt werde; es ſind nicht mehr als zwei ausgeſtopfte magere Hinkel darin. Würden dieſe Verbeſſerungen eingeführt, dann bliebe Nichts mehr zu wünſchen übrig, da die Prieſterkutten vor zwei Jahren gewaſchen

worden sind. Die Zeitgenossen sind immer undankbar, gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsschulze ward von Herrn Obermayer sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieses Extemporisiren in jedem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Soufleur nachgesprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, sang mit silberreiner Stimme so leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und spielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Gränze des Anstands überschreitet, und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich Nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie Nichts verstehen, solltet Sie auch nicht sprechen," könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf

könnte ich Nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sklavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger, zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenstreiche. Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?“ Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen erhabenen Dingen, und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns sehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber. Musik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Conversations-Lexikon davon gibt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabsinken, und sich so armselig geberden konnte. Er fragt:

iſt denn die Geſchichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäiſche Sklavin geheirathet und ſeinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigſtens allgemein behauptet. Roxelane nennt ſie die Geſchichte, und Marmontel, der ſeine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht ſeinen Lindors, ſeinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie ſie für die polygamiſchen Pariſer in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane ſoll eine Italienerin geweſen ſeyn; doch Marmontel hat ſie in eine Franzöſin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt) weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine franzöſiſche, einen ſo ſeltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne.“ Wenn aber Marmontel's franzöſiſche Eitelkeit grade in dieſem Falle zu entſchuldigen iſt, weil allerdings eine queckſilberne Pariſerin geeigneter erſcheint, ſich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuſchmiegen, als eine ſtarre, ſtolze Römerin; ſo verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in ſeiner Oper jene ſiegreiche Sklavin zur Deutſchen gemacht hat. Marianne nennt er ſie; aber habe ſie einen noch ſo ſchmeichelnden, ſchmelzenden Namen, eine Deutſche bleibt immer eine brave, ſchwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geſchweige an einen Kaiſer. Was nur das für einen deutſchen Gelehrten ein ſonderbarer Ehrgeiz iſt, für ſeine tugendhaften Landsmännınnen um das

höchſte Verdienſt in der Koketterie zu ſtreiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulaniſchen Rollen beträfe — aber ſo Etwas!

Ich habe Leſſing's und ſeiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß ſehr ungeſchickt, ſich einer ſolchen Vergleichung preiszugeben. Indeſſen, es iſt einmal geſchehen, und weil es geſchehen iſt, will ich einige Stellen aus der ungemein geiſtreichen und ſcharfſinnigen Beurtheilung, die Leſſing von jener Erzählung Marmontel's, bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Luſtſpieles, gibt, zu der, wie zur beſprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch Nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; Nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf Etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß

und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen, und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei wie mit der Thüre in's Haus: **Grâces au ciel, voici une figure humaine!** — Und so wie dieses Eingangskompliment, so das Uebrige. — **Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François.** — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen, Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben so glücklich seyn, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„ . . . . Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal gibt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was

er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier seyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!"

So urtheilte Lessing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, sie vortrefflich, allerliebst nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „die Grausame! sie flieht vor mir. Ist das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das

süße Gift einsaugen, daß sie kann fühllos seyn." Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe machen selig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe stufenweise nur besiegt." ... Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einsam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt bestürmt!)

Die Ouvertüre dieser Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange sich viele Parterre-Gesichter aufheiterten, und Beifall zeigten. — Herr ***, als Soliman, spielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindsamkeit vorherrschen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen sangen brav, wetteifernd; aber die erstere, als Marianne, war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt den Sultan umrennen. — Herr ***, als Osmin, zeigte von der Stimme eines zuverläßigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammengepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt,

als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt Nichts hiervon. — Im ersten Akte, gleich in der ersten Scene, zeigen sich, nach aufgezogenem Vorhange, die versammelten Sklavinnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig, wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans, mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig, und schreit: „Ha! was soll denn dieses Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat Einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreise, und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polster, noch sonstiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kömmt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen? —

58. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eines der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Dritttheil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodiſchen Aerger! Auf dem Zettel ſtand: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben.“ Als ich ihn aber bei der Caſſe kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen den Text zu leſen, aber es gebührt ſich doch. Wenn der Text nicht zu haben iſt, warum wird gedruckt, daß er zu haben ſey? So vieles Ueberflüſſige wird gedruckt! rufe ich hier in der menſchenfreundlichen Abſicht aus, damit ſich Einer oder der Andere meiner Leſer das Vergnügen machen könne zu ſeufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann.

Ein trokner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elaſtiſch ſeyn, da ſo viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zuſammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten ſich vergebens; wir erkannten ſie ſogleich, wie ſie nun ſind, ſo oder ſo.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieſer, als Handlung und Muſik, gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der beſten eine, verdiente das Spiel der Madame H..., als Roſe, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünſchen. — Habe ich recht geſehen, ſo drohten zwei Balken an der Decke der Schenkſtube gefährlichen Einſturz. — Auf dem Zettel ſtand gedruckt: „Der

Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang seyn, den ich noch nicht kenne. „Schillers Gedichte" — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß" — „Heute roth morgen todt," — „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden." — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben," darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben ist. **Delenda est Carthago!**

63. Am 23. Juli. — (Zum Erstenmale) Das letzte Mittel. Lustspiel in vier Abtheilungen; von Johanna v. Weissenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin, (wie heißt es in der Mehrzahl?) ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung, in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Kommödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuscripten-Lustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn Ziegler noch

der Frau v. Weiſſenthurn, das nicht alſobald, 160 Stunden weit, von Wien herbei geſchafft würde. Weiſſenfels iſt viel näher, warum gab man den Ungurd noch nicht, warum die Albaneſerin nicht? Vom Ungurd ſagten ſie: der ſey zu polydramatiſch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneſerin ſagten ſie: ſie hätten hier und da geleſen, ſie ſey hier und da getadelt worden. Ueber dieſe Vorſicht! Ueber dieſe ſtrenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins verſucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneſerin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieſer Tragödie getadelt; das ſoll alles gegründet ſeyn; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner ſeine Albaneſerin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft iſt gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie ſie ſich nennen), und die Athenienſer am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeiſtert hat:

Wolleſt nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde ſinkt.
Dem, deſſen Leuchtthurm nach der Freiſtatt winkt,
Verleiht ſchon hier der Himmel ſeine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu ſchreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht ſüß ſey, das ſchwätzt auch nur der Opern-Text ſo in den Tag hinein.

Manche Schauſpieler haben ſich beklagt, daß ich ſie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn ſie rachſüchtig ſind, mögen ſie zufrieden ſeyn, denn ſie quälen mich mehr, als ich ſie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu ſcheinen — nicht durch ihr Spiel, ſondern durch das, was ſie ſpielen, quälen ſie mich, woran ſie freilich ſchuldlos ſind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhſchnappel ſpielt, ſo wird ſie doch wenigſtens, um vor dem Schulrath Stiefel zu ſtolziren, zuweilen mit Wallenſtein, mit Egmont oder Mackbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht ſtolz, wir zeigen uns, wie wir ſind. Man überſehe nur das Verzeichniß der ſeit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Beſtürmung von Smolenſk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutſche Hausfrau; die eiferſüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eiferſüchtige Frau; und zwiſchen dieſen allen nur Gotters alte aber gute Marianne, und Körner's Hedwig, die wenigſtens als Reliquie zu verehren iſt! Nichts, woran man ſich erquicken, woran man ſich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß

mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langenweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sey. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen, und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sey: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras, Oper. Nach dem Französischen von Vogel. Musik von Fränzl.

Es läßt sich so wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieser Oper sagen, sie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu seyn pflegen. Den Noten-Raub des Komponisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht, und haben unseren Theil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die

klägliche, nicht die rührende Geſtalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen ſo Jammervollen, und ſeinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunſche es erheitert zu ſehen. Sein Mienenſpiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm ſehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns ſeine Abweſenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein anderer als er ſelbſt, kann uns dieſe nicht vergüten. — Herr P... ſpielte den Barbaſtro. Es iſt zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiſelle Bamberger: Iſabella. Schöne Stimme, gute Schule, und einnehmende Geſtalt laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß dieſe junge Künſtlerin, bei längerer Uebung, auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengſtlichkeit oder Beſcheidenheit, aus denen ſie fließt; das iſt gebührlich vor einer verſammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Alſo Neugierde, Liebe und Eiferſucht, dieſe drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, ſie leben nicht länger als ſie lieben, und an der Eiferſucht ſterben ſie. Frau v. Uhlen: die letzte

Seite ihres Dreieckes haben ſie in der Eile etwas ſchief gezogen; es iſt noch keine Frau an der Eiferſucht geſtorben, Der Freund: Haben Sie die Faſtenpredigt in der Wage geleſen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand ſie höchſt langweilig, und nur weil ſie ruchlos iſt, iſt ſie nicht abgeſchmackt; wäre ſie nicht bitter, wäre ſie fade. Der Freund: Es ſcheint mir eine gewiſſe Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem ſagt, was ſie denkt; doch iſt dieſe Ironie zu unerfreulich, daß man ſie ſuche, und zu tief verſteckt, daß man ſie finde. Die armen Spötter werden oft auf ſolche Weiſe beſtraft. Es trifft ſie das Loos jener Vertrauten eines türkiſchen Kaiſers und Heerführers, deſſen Namen ich nicht weiß. Dieſer wollte, um ſeine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern ſprechen laſſen. Einige Höflinge fanden ſich bereit den Betrug zu ſpielen. Der Kaiſer aber, um ſeines Geheimniſſes ſicher zu ſeyn, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verſtehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verſtehen die Kunſt liebenswürdig zu ſeyn, und dieſe Wiſſenſchaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war ſchon auf dem Wege, Ihnen zu geſtehen, daß der Faſtenprediger nicht in allem Unrecht hat, was er von meinem Geſchlechte Böſes ſagt; nur die Schadenfreude, mit der er es ſagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch ſollte eben dieſe

Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu seyn. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höhern Pflichten so lange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B..., wie Herr H..., wie Frau *** gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?" — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Musik von Kapellmeister v. Seyfried. (Zum Erstenmale.)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham

könnte der Erz-Vater seyn des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Geschmacklosigkeit zu strafen. Die einfache, und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüste sieht ihren Ismael verschmachten, und verschreibt sich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei, und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus, mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung solch ein feuriger Drache erscheinen, und etwas über unseren Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sey, ist Jedermann bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie vor der Thüre stehen, und nicht im Hause, so heitzen sie ohne Vorliebe ganz Europa, und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, sobald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die Letztern, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Opern-Text das unentbehrliche

Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht haltbar, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu betonen; die rabenschwarze Trauer der ägyptischen Völkerschaften und ihre viérschrötige Lustigkeit mag man sich ohngefähr so vorstellen.

67. Am 19. Dezember. — 1) Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in zwei Abtheilungen; 2) die Verwandtschaften Lustspiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) der Zänker, Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander werden sehr selten auf unserer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum Erstenmale. Die eifersüchtige Frau und die Verwandtschaften sind alte bekannte Stücke, besonders das erstere wissen wir besser als das Ein mal Eins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens Einmal auf dem Tisch kömmt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu ist. Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müßen mir aber erlauben,

daß ich zuvörderſt über den Inhalt des Stückes, der ihnen ſelbſt ſchon bekannt iſt, wegen der fremden Leſer ſpreche. Wenn ich dieſen den nöthige Elementar-Unterricht gegeben, und ihnen das Abc der Geſchichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu ſagen. Es iſt geſagt worden, es ſey nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Ueberſetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutſche Schauſpiel iſt ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Franzöſiſchen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundſchaft, um ſie weiter und ſchöner auszubilden. Wenn dort ſich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinſchaftlich ein Schauſpiel zu ſchreiben, ſo haben ſich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatiſches Kunſtwerk darzuſtellen. Die Handlung iſt folgende.

Eine Schauſpielerin und eine gute, ſo beliebt in der Welt als auf der Bühne, war ſeit zehen Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling ſein Vermögen, ſeinen Stand und ſeine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrſchenden Sitten die Verbindung mit einer Schauſpielerin für keine ehrenvolle anſah, ließ er ſich enterben und entſagte dem Range, der ihm offen ſtand, um ſeiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künſte der Gefallſucht ſchätzen lernen, wodurch ſie eine ſo heftige, alle Schranken

durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffen-Uebung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet, und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen versprach, (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (der eifersüchtigen Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab, und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeifen,

Zischen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an, und berief sich mit einer Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr schickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ sie ungestörten Gang. Am andern Tage machte die Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Theilnahme versagt."

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wohl geneigt seyn, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nöthig zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben oder

zu tadeln ſey. Es ehrt gewiß die Jugend, daß ſie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine ſolche Vertheidigung für nöthig hält? War jene ſittenrichterliche Handlung nicht etwa bloſer Muthwille, ſondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden; denn das Gefühl hat immer Recht, aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, ſich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken ſollen, daß, da jedes angeſchuldigte Weib auch ſchuldig iſt, weil es den Schein der Tugend ſo ſehr zu hüten hat, als die Tugend ſelbſt, darum Schuld mit Anſchuldigung leicht verwechſelt werden könne. Man hätte bedenken ſollen, daß, da die verderbte leichtſinnige Welt übereingekommen iſt, an dem Vergehen, welches man jener Schauſpielerin vorwarf, nicht die Art, ſondern die Größe des Vergehens zu beſtrafen es leicht ſeyn könne, daß nicht die Angeklagte, ſondern das alles vergrößernde Gerücht das Maaß der Bewilligung überſchritten habe. Man hätte bedenken ſollen, daß, wenn jene Schauſpielerin viele Freunde gehabt hätte, ſtatt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man ſie ſo dafür beſtrafte, daß ſie nicht ſchuldig genug war, um ihre Unſchuld darzuthun. Freilich kann man auch erwiedern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meiung rächen muß, weil ſie das

Gesetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbst-Vertheidigung — wo das Leben eines Künstlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen und wird, wie diese, Gegenstand des Urtheils — es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwiedere ich Folgendes. Wenn jene Schauspielerin alles das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Versehen des Sittenrichter-Amtes sind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Missethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Aphorismen.

1.

Die Hanse-Städte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

2.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, so thut man ihnen Unrecht, wenn man dieses einer störrischen unerträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannigfaltig, als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tausend Krankheiten aber nur eine Gesundheit.

3.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom seyn zu wollen,

dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwerth geworden, seine Cultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen seyn. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reichs von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimath zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein geringgeachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurtheilen des Adelstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und schönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen, und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber, sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

4.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung,

und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser eben so leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langeweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen, als verfertigt. Man fordert, daß die Reden seyn sollen wie die Thaten der Gegenwart: compakt und, gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

5.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

6.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzuraſches Pferd, um es einzuhalten, stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch seinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk ist hier das Pferd.

7.

So ſchnell bilden ſich die Lawinen unſerer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtſam mit dem Auge begleiten ſollen, wohin ſie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat ſich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorgloſen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Oſtindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttauſende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden ſie von der legitimen brittiſch-oſtindiſchen Kaufmannſchaft genannt; aber ſie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taſchenſpielerkünſte die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

8.

Man will durch Wiederherſtellung des Alten der Neuerungsſucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungsſucht fröhne, denn das Alte iſt neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler ſeines Kranken, der ſich der Vorſchrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht ſagen: der Herr Doktor iſt ein Narr? Um des Himmelswillen ſeyd höflich und ſagt es nicht; denn es geſchieht täglich vor unſern Augen. Auf

die nämliche Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

9.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und zu Goldschlägerblatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere literarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen, und ohne metrischen Zügel zu lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit frische, liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß Andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse die Wahl unter denselben, und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst gibt hierin eine weise Lehre: die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakespeare gethan. Er würde an diesem Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart die zierliche

Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Uebermaß des Ersteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

10.

Der musikalischen Welt ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser Henkel „Wiener Congreß-Walzer“ componirt hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten, und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit Diesem, bald mit Jenem, und Keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Lustbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächstfolgende Congreß gibt ein Pas de deux. Unsere Enkel sehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und spielt den Kehraus, wobei wieder alles durch einander läuft. Dann hat der politische Carnaval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

11.

Man mag die Wiederaufnahme der Jesuiten in einigen Kantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm, darüber zu erstaunen. Es ist nur zu verwundern, daß es

nicht allgemeiner geſchieht. Die Ariſtokraten aller Orten können nichts Klügeres thun, als ſich mit der Geiſtlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu ſpät betrauern, daß ſie die ſtärkſte Säule ihrer Throne ſo leichtſinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Prieſter nicht entbehren, wie wollen es die Fürſten der Gegenwart, die nur zu herrſchen verſtehen? In dem endloſen Kampfe der menſchlichen Herrſchbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechſelt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerſt verbanden ſich die Fürſten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu ſchwächen, dann gebrauchten ſie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für ſich ſelbſt, doch näher der Thronſeite, kämpfte die Geiſtlichkeit. Die Fürſten behielten die Oberhand, ſo lange ſie die dem Volke abgewonnene irdiſche Beute des Sieges mit den himmliſchen Schaaren, ihren Bundsgenoſſen, willig theilten. Nun haben ſie aber zu unſerer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, ſondern ihrer eignen ausſchweifenden Liebe zur Unabhängigkeit, auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden ſie ſelbſt überwältigt. Diejenigen, die ſich aus dem Sturme gerettet, verſtehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergeſſen, daß nicht die Religion, ſondern die Lehrer der Religion ſie gegen das Volk geſchützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbar Verträge

abſchließen, und nicht durch Geſandte; ſie wollen die Gottheit ohne Prieſter fürchten machen, und — ſie gehen zu Grunde, beharren ſie darauf.

12.

Man kann nicht oft genug davon ſprechen, daß die Jeſuiten ſich auch in Freiburg wieder angeſiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der erſten Erzählung geglaubt. Dem ſchuldloſen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält, ſeine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorſtehe, ward unheimlich vor dem Böſen, und es bewegte ſich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß um den Spöttereien ein Ende zu machen — keiner, Abends nach 10 Uhr, ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man ſieht, die Herren ſind nicht ſo ſchlimm, als man denken ſollte. Bei der Finſterniß, welche ihre Jeſuiten hereingebracht, ſorgen ſie doch für einige Beleuchtung.

13.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wiſſen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es iſt!

14.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu

Kriblowitz bei der Beerdigung Blücher's gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnelle Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder, starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich, und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache sie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch — die Ausländer bei Seite geschoben — ein Oestreichthum, ein Baiernthum, ein Sachsenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Nassauthum, ein Hessenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publizistisches Ehrgefühl hat, der

wird auch den mediatisirten Staaten das schöne Thumrecht nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum, Wied-Runkelthum, und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Krchlowitz am Grabe Blücher's gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort immer gut Meißenisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch, nicht sein eigenthümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

15.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sey, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachlässigkeit sich auszeichnende Bediente," „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene Bediente." Ein Staats-Bediente aber ist nicht ein Mann, der dem Staate, sondern Einer, dem der Staat dient. Diese Zweideutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte sie zu vermeiden.

16.

Die Frevel der gottlosen Menschen, die, einen höchsten Verseher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln, und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — diese Frevel sind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Budget geschrieben, sie, seine Verehrer, sollten jährlich so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradiese ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wissen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herschmann in Cassel mit wenigen Worten auf's Verständlichste und Anmuthigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende Danksagung in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tausend- und aber tausendmal und bis in's dritte und vierte Glied! denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Geschäfte wieder verrichten kann."

17.

Deutſcher Muth und eiſerner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das ſo ſchwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, ſeinen Willen und ſeine Freiheit gegen die mächtigſten Fürſten Europens zu behaupten — dann dürfte es ſich wohl verſtatten, von Neapolitaniſchem Muthe und eiſernem Sinne zu ſprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leſer, lege die Hand auf das Blatt und ſuche zu errathen, ehe ich es enträthſele, bei welcher Gelegenheit ein deutſcher Mann von deutſchem Muthe und eiſernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleiſcher in Leipzig hat es gethan. Er ſagt in einer Ankündigung: „Mit allen dieſen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutſcher Muth und eiſerner Sinn aufgenommen, und — — und? — — wir erhalten mit nächſtem den erſten Theil (einer neuen Auflage) von: Naumanns Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands, mit 48 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern! — O daß man nicht zuſchlagen darf, daß man ein erbärmlicher Menſch iſt, der nichts zu führen verſteht, als die Feder einer Gans, und daß man dieſe nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eiſernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eiſern mag wohl unſer Sinn genannt werden, weil er folgſam dem Magnete jeder Gewalt

zuſpringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beſchäftigt, und kann alſo die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir iſt bekannt, daß Herr Fleiſcher den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältniſſe ſeines Preiſes vortrefflich iſt. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter abſteht, als es von den Kunſtwerken, welche die Engländer und Franzoſen in dieſem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pankoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutſche Buchhändler zuſammengenommen! hat man aber je geleſen, daß ſie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer geſprochen? Was würden die Deutſchen erſt prahlen, wenn ſie ein Werk wie das franzöſiſche über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzoſen haben jenes Land nicht blos beſchrieben, ſondern auch erobert! Wir leben in einer gar ſonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's Allerunbefangenſte; wir werfen uns vor, wir wären zu beſcheiden, erkennten unſere eigenen Vorzüge nicht, und überſchätzten das Gute des Auslandes. Aber iſt es nicht nur eine andere, ja die lächerlichſte Eitelkeit, zu ſagen, daß man zu beſcheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln, und überlaſſen Andern die Früchte, ſo nennen wir das Gründlichkeit; ſind wir feige, Unrecht abzuwehren, ſo nennen wir das Ausdauer; und ſind wir

langsamer als die Schnecken, so nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyklopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwei andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1816 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jetzt, soviel mir bekannt ist, steht das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R. Also das wäre deutscher Muth, eiserner Sinn! die neue Encyklopädie von Gruber und Ersch zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchstaben des Werks zu zählen, und mir bei jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben zu lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen seyn? Der Artikel Adel ist geliefert, aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büssende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurückthat, ist ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unsern Ammen in den Schlaf lullen lassen. Wohl bekomm' es!

18.

Die über München ſcheinende Eos verkündigt folgenden Tag: „Der Präſident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir ſind überzeugt, daß das, was dieſer rühmlichſt bekannte Schriftſteller und Staatsdiener über dieſen Gegenſtand, es ſey dafür oder dagegen, ſagen wird, Werth haben und gediegener ſeyn werde, als die zuſammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unſerer Zeit.“ Das iſt der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Aſträus gebiert. Wie ſich aber der Titan Aſträus in unſern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Dieſe baieriſche Eos mag wohl Helenen zur Schweſter haben, aber Helios iſt gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn dieſe zu ſteigern wäre, ſo würde ſein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beſchaffen ſeyn wird, nichts dazu beitragen. Spricht er für die Oeffentlichkeit, ſo bleibt auch ihm nichts Anderes übrig, als Ideen zuſammenzutragen; denn in dieſem Gebiete der Staatswiſſenſchaft iſt Alles erſchöpft, und wo die Erfahrung ſchon in Blüthe ſteht, da iſt es überflüſſig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, ſo kann er nur etwas Falſches, oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes ſagen. Falſch wird ſeine Lehre ſeyn, wenn er die Oeffentlichkeit

des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzuthun, daß in diesem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Justiz unersprießlich sey, so ist dieses etwas sehr Bekanntes, Gewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchieen ist geheime Justiz eben so wohlthätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurtheilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Justiz, oder Geschwornengerichte, oder Preßfreiheit fordern, so haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die dintenfingerige Eos von berühmten Schreiern

ſpricht, ſo iſt ihr Wahn ſo groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftſteller berühmt iſt, der verdient es auch zu ſeyn. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Myſtagogen, hinter deren klugen Larve der Blödſinn ſchwitzt — ſie zeigt immer nur ihr wahres Angeſicht. Es kann wohl Schriftſteller geben, die als Schreier berüchtigt ſind, aber berühmte Schreier hat es nie gegeben.

19.

In einer Anzeige, die Zeitſchrift Flora betreffend, wird geſagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebſt einer Beilage heraus, ſchließt alles Politiſche aus und beſchäftigt ſich blos mit Gegenſtänden, die den Verſtand und das Gemüth anſprechen.“ Alſo die Politik iſt ein Gegenſtand, der weder den Verſtand noch das Gemüth anſpricht! Und was ſpricht ſie denn an? den Magen oder welches Eingeweide ſonſt? Die Zeitſchrift Flora erſcheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, ſie erſcheint in München.

Briefe aus Frankfurt. *)

1.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820.

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen, muß ich andern Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen gebohren sind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil stattgefunden. Eine seidene Weste, Battist zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, so wie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Cosmologisches ist der Staatspapierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der

*) Morgenblatt.

Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Cours schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Compagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Aerzte schon das Zusehen als vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von

vierzig Mitgliedern, nicht wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuets und Hopsanglolsen vorzuspielen, wozu jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Compagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meierbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Werth abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentirung sey er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meierbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petitmaître, der Italienischen Welberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten

Eßluft; aber dieſesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenſter der Poeten fällt, iſt ſo etwas Abgeſchmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgeziſchte Stück war das luſtige Beilager, ein komiſches Singſpiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componiſten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich ſage, er hat die beiden Gutsherren in Muſik geſetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz ſo ſchlecht war, als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Haushoktor, der ſich ſo lange unſern Kennerblicken beſcheiden zu entziehen wußte. Indeſſen das wahre Verdienſt dringt endlich durch. — Dem. Fiſcher vom Braunſchweiger Theater hat einige Gaſtrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir ſeit lange keine gehört haben. — Man hat den Verſtand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunſtliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen verſteht, bei der Theaterverwaltung anzuſtellen. Wenn man auch den Verſtand hätte, ſeinen Rath zu befolgen, dann ließe ſich für die Wiederherſtellung unſerer kränkelnden Bühne noch Hoffnung ſchöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Beſuche fremder Tonkünſtler zu erfreuen gehabt. Canavha, ein Portugieſe, ließ uns ſein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenſpieler Drouet aus Paris erwarb ſich das einſtimmige

Urtheil der Kenner und Kunstfreunde, daß er . . . . alle, die je hier auf diesem Instrumente gehört worden sind, weit hinter sich zurücklässt. Ein eigentliches Conzert konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämmtliche Mitglieder des Theater-Orchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirektion die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Conzerte fremder Tonkünstler Theil zu nehmen, damit Letztere sich abschrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlasse es der Empfindung und der Sprachkenntniß der Leser, für diese schmutzige Schacherei mit der Kunst sich einen Ausdruck zu schaffen. Dahin wird es der hier so verderblich herrschende Zunftgeist noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird seyn müssen, um einheimische Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu sehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademische Kunstgallerie, bestehend aus mehr als 130 Statüen in natürlicher Lebensgröße.“ Daß aber diese Statüen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er sich nannte, gab jeden Abend „Spectacle

des délassements à la mode.“ Die Athenienſer hätten ſeine Ankündigungen beſſer verſtanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unſeren deutſchen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetſcher machen. Herr Rovère, ein ſchöner, artiger, junger Mann, machte beſonders bei der weiblichen Welt ſein Glück, auch beſchäftigte er ſich immer mit derſelben. Schlau war der Franzoſe. So oft er mit einem Kaſten einen Taſchenſpielerſtreich machen wollte, gab er ihn ſchönen Mädchen in die Hände, um unterſuchen zu laſſen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenſeite des Deckels war mit einem Kryſtall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute beſſer zu benutzen als zur Erforſchung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit geſetzt, indem ſie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier ſchon mehr auf ſeinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht ſelten in große Noth, wegen des Franzöſiſchſprechens. Ein junges, ſchönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz ſieben hieße? (Dieſe Karte hätte ſie ſich in den Sinn genommen, und ſie müſſe dieſes öffentlich erklären). Da ich in Paris war, konnte ich guten Beſcheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig, und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück

Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von Franzose hielt ihn jetzt fest, und hielt ganze meldingerische Gespräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleistet, was von seiner Kunst gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile seiner Schauspiele hatte er sich sehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magischen Vorstellungen im Saale wurden die Zuschauer in einen daran stoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs reprèsentant l'empire de Circé parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man sich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte sich nicht sowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung versprochen, als von der Beleuchtung, da wo sie aufhörte, glänzend zu seyn. In abgelegenen Lauben und Baumgängen sollten spärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Besuchenden sichern. Wir soliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hause, und der Franzose war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee so wenig Lebensart gelernt hatten.

Der stille Fleiß unserer hiesigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugnisse an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der ersten Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor Marheinecke zu

Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft gibt, wie er als Rechtsgelehrter dazu gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ, und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit . . . Das Nachtstück der Zeit und meine verjäheten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“ Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behülflich, daß sie ihm alle philologischen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten ältern und neueren Bibelübersetzungen, lateinische Commentarien und Scholien . . . wurden

mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt." — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus." Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre." Die Ober-Postamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor Hufnagel ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben." Zwei Theile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

2.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeisterung hat sich an diesem 18. Oktober nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentliche Bücherssammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, sondern bei Vielen auch erregen soll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sey die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken einmal gefaßt, nicht wieder aufgibt, oder mehr zu tadeln sey die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer

Bibliothek beſchloſſen; bald vierzig Jahre ſind ſeitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verſtorbenen Buchhändlers Brönner, der 25000 Gulden dazu beſtimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, ſo wäre ſie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttauſend Gulden koſten, und es ſoll in vier Jahren vollendet ſeyn. Deſſen Leitung iſt dem einſichtsvollen Baukünſtler Heß übertragen, und da ſeine Geiſtesfreiheit hier keine Schranken fand und alle ſeine Entwürfe genehmigt worden ſind, ſo läßt ſich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgerſinnes und der wohlthätigen Fürſorge der Regierung, ſondern auch ein Denkmal der Kunſt werde. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutſchland, wo nach Verhältniß ihrer Größe ſo viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren ſieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuſer entſtehen. Aber ſo ſchön und prächtig auch die dem Reichthume der Beſitzer angemeſſene Ausſchmückung, ſo zweckmäßig auch die architektoniſche Einrichtung im Innern dieſer Wohnungen ſeyn mag, ſo wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der ſchönen Kunſt. Ganze neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen verſehener Steinhaufen, und man würde glauben Kaſernen zu ſehen, wenn nicht die ſeidenen Vorhänge an den Fenſtern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich ſchön iſt (und

ſchön iſt nur das, was nützlich iſt für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier iſt keine Kunſt, es iſt ein Handwerk, und Frankfurt iſt gewiß einer der engſten, ſpitzeſten Krähwinkel, die es in Deutſchland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der erſten Folge nützt, herrſcht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüthe des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend iſt gut und reichlich geſorgt, wer aber zu etwas höherem Luſt trägt, als zu Arznei und Speiſe, zu Schulwiſſenſchaft und Schulkunſt, der kann ſein Sehnen nicht befriedigen. Die düſtern Thore und ängſtlichen Zugbrücken, die Waſſergräben und hohen Wälle und Mauern ſind endlich verſchwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Geſetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrſchen, und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Fauſtkampfes, das Bedürfniß jetzt ſchon Jahrhunderte überdauern — dieſe verfinſtern und verengen das Leben noch immer. Alles hier iſt zünftig, ſogar die Freude iſt es. Die Arbeiten ſind getheilt, die Genüße ſind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke ſo ängſtlich gezogen ſind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsſtreit und Richterſpruch bewirkt, ſo iſt auch Luſt von Luſt geſchieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber ſchreiten. Die Aufnahme in das Caſino iſt mit ſo vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die

Aufnahme in ein Domkapitel war, und casinofähig seyn oder nicht seyn, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Candidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt, und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft, die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen aber am Vollgenusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände sind schlimm. Es gibt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr sprecht mit ihnen; ihr Lustwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wissenschaft, der Kunst, des sittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden sich; ihr versteht euch und seyd zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen. Erstaunt und fragend erhebt

ihr den Blick und ſeht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieſer Stadt begrenzen. Euer Mann iſt nicht fortzutreiben; ſein Wunſch, Wille und Kraft, ſein Geiſt und Herz, ſein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme iſt er vollkommen. Jene Beſchränktheit theilen die Frauen nicht. Geiſt und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit beſitzen viele, und oft geſellen ſie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil iſt, auch den Theil davon, der ihren Männern gebührt. Um ſo ängſtlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenſchaften droht. Es iſt die Schwärmerei, die Myſtik, die ſich als düſterer ungeſunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geiſt verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts ſind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiſte und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in ſich ſelbſt zurückſchlagen, und jener Rauch und Qualm entſteht, der alle Umriſſe und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Dieſen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, geſellige Leben, deſſen Verhältniſſe von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande ſich bildeten, haben jene myſtiſche Neigung ausgebrütet. Es iſt für liebevolle Herzen ſo ſüß, Wunden zu

heilen, daß ſie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn ſie alle vernarbt, die Krieg und Noth geſchlagen, wird das leidſüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menſchheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Seyn von Nicht-Seyn, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Ueberſinnlichen trennt. Das magnetiſche Treiben einiger hieſigen Aerzte und öffentliche Vorleſungen über den thieriſchen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerſtören. Man dürfte wünſchen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmiſchung in das freie Schalten des Geiſtes aufzufordern. Wie ſehr man ſich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle gefloſſene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hieſigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London beſtehende Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden hat einen Miſſionär hieher-geſendet, und es hat ſich als Folge deſſen auch hier eine ſolche Geſellſchaft gebildet. Seitdem ſind in den hieſigen Blättern Aufforderungen zu leſen an Jedermann, Theil zu nehmen an dieſem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In dieſen Tagen hat „eine deutſche Jungfrau in Frankfurt am Main“ eine engliſche Flugſchrift überſetzt,

benannt: Einer englischen Predigerin „Worte Debohra's," oder Zuschrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den englischen nachzuthun, und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groschengesellschaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham." Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das solle man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht seyn könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu thun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sey ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt stolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen." Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie

die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau Weixelhaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser Oktober gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simson, die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Aequator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des Ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem ältern Drama im „Bild" hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer solchen Luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simson betrifft, so muß Jeder, der sich nur etwas hierin fühlen kann, in jene einfache Kraftmenschen einer vergangnen Zeit, wenigstens lächeln, wenn er sieht, wie sie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieser Simson da war nicht der kühne Lümmel des alten Testaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der sentimentalisirte, reflectirte und manierirte wie unser Einer. Was haben jene glücklichen Menschen von unserer erbärmlichen Nerven-Philosophie

gewußt? Auf der Bühne erschien Simson gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Calif von Bagdad, in der Oper dieses Namens. Ueber sein Kleid eines Opernmänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, ist er gedichtet. — Die Familie Kobler gab diesen Monat über und gibt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer sind sie allerdings; aber an Pantomime, an dramatischer Tanzkunst fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß sie bei unserer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermissen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenspieler Drouet gab ein zweites Conzert. Ich sage der Kürze wegen, seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moscheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleichrauschender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Conzert, das er mit unserm Aloys Schmitt spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beachten, wie diese großen Künstler von verschiedenen Wegen her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

3.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates, die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Herrmann'schen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Styl. Es gibt einen National-Styl und einen Personal-Styl; jenen haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch, darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen fast gleich ist. In England ist die

Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geistes einen Werth, aber keinen Preis — sie haben keinen Styl. Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräsentation, wobei die Besten aus der Menge, diese vertretend, rathen und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage. Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Style bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit seines Geistes auszuprägen mit dem Stempel seines Styls, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie wagen es nicht, einen Styl zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Aengstlichkeit verräth sich gleich darin, daß sie in der didaktischen

Rede, Wir sagen, statt Ich. Die Wenigen, die sich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen musterhaften (classischen). Dieses Wort, in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes, und als den des Preises der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller gibt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle, so kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der frühern Zeit, denn in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsche Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viel Stärke mit so viel Anmuth, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werthe, zu rhetorischen

Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag.

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigenthum, ist der Direktion verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß, weniger die Befriedigung der thierischen, als die der geistigen Bedürfnisse der Menschen diese genöthigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln stehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht blos Unterricht, sondern auch Erholung gibt von den langweiligen Lehrstunden

des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer genießt sie? Nicht daß der Mensch athme, daß er froh athme, darauf kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erst die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erst die menschliche Lust. Auch ist die hiesige Bürgerschaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beschränken zu müssen. Daß sie es nicht thut, ist um so unerklärlicher, da sie sich selbst besteuert, indem Frankfurt einen Freistaat bildet, und die alleinherrschende Ansicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Cisternen angewiesen, denn das Wasser quillt nicht von selbst, es wird von Tage zu Tage gesammelt. Sind sie nun ausgeschöpft, und wir verschmachten, dann mag die Verwaltung sich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz lossprechen, das vermag sie nimmer, denn sie selbst hat sich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Ersparnisse haben das Einkommen vermindert, und eine Fehlsumme herbeigeführt, und diese zu decken, werden ferner unzeitige Ersparnisse gemacht, die den Verlust nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige

Gewinnſucht zum Vorwurfe machen, ſie beſteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinſen fordern. Mangelnde Einſicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man ſucht die Schauſpielluſtigen zu reizen, man bemüht ſich aber nicht, ſie zu feſſeln, denn das Neue reizt, und nur das Gute feſſelt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke gibt, aber ſie ſind, wie ſie heut zu Tage ſind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäuſen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hieſigen Bühne vor Augen liegen, es iſt ſo reich, als man es nur wünſchen kann. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meiſterwerken von Paeſiello, Cimarosa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr gibt, ſogar zwei Opern von Mozart ſich befinden, die das ganze jetzige Geſchlecht faſt vergeſſen hat? Daß Idomeneo ſeit dreizehn Jahren nur drei, cosi fan tutte ſeit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden iſt? Daß Spohr's Fauſt und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeiſter war, für unſere Bühe componirt hat, ſeit ſeiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorſcheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, ſind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Eliſe Bürger. Die Truhe nennt der

Dichter eine „dramatiſche Kleinigkeit.“ Vor ſo einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine ſtumme Verbeugung machen; aber ſie denkt bei ſich: ein Drama iſt keine Kleinigkeit, man ſoll daher keine dramatiſche Kleinigkeit ſchreiben. In dieſer Kleinigkeit iſt mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechſelt, damit die Zahl der Stücke ſich vermehre. Das Schauſpiel der Frau Bürger habe ich weder geſehen noch geleſen, ich kann aber doch mit Verſtand darüber urtheilen. Ein hieſiges Theaterblatt hat das Stück ſehr getadelt, die Verfaſſerin ſelbſt aber iſt öffentlich aufgetreten, und hat es ſehr gelobt. Die Mitte zwiſchen ſehr ſchlecht und ſehr gut iſt mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich ſtehen. Man darf es der Verfaſſerin nicht zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ſelbſt Recht verſchafft, ſie iſt dazu genöthigt worden. Sie ſagt: „da die Direktion mir noch ein Schauſpiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, ſo war ich es derſelben ſchuldig, wenn ich auch um kleinetwillen gern geſchwiegen hätte.“ Wir erwarten die Jamben und ſchweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich ſchon darum nicht, weil

man kein deutſches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyſe's Verdeutſchungs-Wörterbuche nachzuſchlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunſtmäßig leſen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im redneriſchen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, ſich in Schmuckrederei verlieren; 3) ſchreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler)." Frau Bürger iſt weder gegen einen Fehler losgezogen, noch paſſen die übrigen Verdeutſchungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf ſeiner Durchreiſe nach Frankreich und England mit einem Conzerte erfreut. Man braucht nur dieſen Namen zu nennen, das Uebrige verſteht ſich von ſelbſt.

4.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinſchaftlichen Uebung und Ausübung des Geſanges bildete ſich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Geſellſchaft von Männern und Frauen, deren Art und Weiſe jede Aufmunterung verdient, und ſchon entbehren kann. Der Geſang iſt die Urſprache des Herzens, die Inſtrumental-Muſik nur eine Ueberſetzung dieſer Sprache, und ſo verehren die Frauen den Herrſcher ihrer eigenen Natur, wenn ſie der Muſe des Geſanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel ſeiner Beſtimmung ſo wahr auffaßte und ſo ſchnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unſerer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künſtlers den Geiſt verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunſt beſeelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von ſeiner Würde verliere, beſchränkt die Zuhörer bei ſeinen Darſtellungen auf ſeinen eigenen an Uebung, Luſt und Zahl immerfort wachſenden Kreis. Nur ſelten gibt er von ſeiner ſchönen Ausbildung öffentliche und überraſchende Beweiſe. Dieſes

geschah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben, das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und auch alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, der die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrücken, stärker vernahm und genoß. Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen Mozart's, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Conzert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leistungen des Herrn Mozarts,

seine Tondichtungen sowohl als sein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewöhnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Clarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vortheil des Theater-Pensions-Fonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubniß um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten Musikfachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinnst.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch, die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich

nicht erfahren. Aber unſere Großmutter-Bühne ſelbſt hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, ſondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmſtück aufführen laſſen. Eine hieſige Schauſpielerin, an der man ſtrafbar fand, daß ſie die Gunſt der Menge im gleichen Grade erwiederte als beſaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu unterſuchen ſich berechtigt fühlte, ſollte, weil die Geſetze ſie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als ſie daher auf der Bühne hervortrat, wurde ſie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerſchmettert und berief ſich kalt und ruhig auf ihr ſchuldloſes Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit ſie aufrecht erhalten, entſcheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akuſtiſche Zeichen des Tadels erſchöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Aber die gerichtete Schauſpielerin unterlag doch dem Andrange; ſie wird unſere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlaſſen. Die Liebe, auch nur zur Kunſt, verliert viel an ihr, und ſie wird ſchwer zu erſetzen ſeyn. Die Theater-Direction hätte die angeſchuldigte Schauſpielerin nicht ſollen auftreten laſſen, ſobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet, und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menſchlich geweſen, von einem wehrloſen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber

finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll ... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires Zayre, nach der Uebersetzung von Peuzer. Es hat seinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? So lange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhaus-Gewächsen der Uebersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Göthe's Egmont und Götz sind nie über unsere Bühne gegangen — nie! und sind uns so fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forster sie in's Vaterland verpflanzt.

Das sogenannte neue Jahr gibt mir Veranlassung, von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug, und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben

*

bloſen Tranſito-Handel, und da ſie Nichts wagen, ſind ſie ſichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am erſten Januar trinken ſie etwas viel, und dann ſprechen ſie in Verſen ſowohl gereimte als ungereimte Dinge. Dieſe Neujahrs-Gedichte ſind von großem humoriſtiſchen Werthe, ſie ſind ſatyriſche Paraphraſirungen des Proſt Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gaſſe ſchreien. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt drollig, eine ehrenfeſte, politiſche Zeitung mit ſehnſuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäiſchen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es iſt, als ſähe man Soldaten in ſeidenen Strümpfen Schildwache ſtehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne ſie ſo, weil in Deutſchland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unſerer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeſchmückt, wie ſie auch ſchon früher unſere Gaſtfreundſchaft mit Verſen erwiederte. Doch haben wir auch eine ſchöne Litteratur, (ſo genannt, wie das weibliche Geſchlecht das ſchöne heißt, weil es manchmal ſchön iſt). Zuerſt die Iris, eine ſonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt," vorzüglich Theater-Kritiken beſtimmt, wobei ſie zwiſchen der Lobſucht der Schauſpieler und der Tadelſucht der Zuſchauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geſchicklichkeit durchſchifft. Dann eine andere ſonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen

für Stadt und Land. Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollo-Hauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentlichen Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthsel zuerst errathen haben. Auch theilen sie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern ansehnliche Preise aus. Von zehen Meilen weit in der Runde schicken kluge Oedipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit diesen Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es

nicht den Andern nachthun, die viel verſprechen und wenig halten, ſondern ſie verſpreche gar Nichts, verſpreche aber zu halten, was ſie nicht verſpreche, und das in Folgendem beſtehe u. ſ. w. Unſer geſetzgebender Körper iſt angeregt worden, ſich über zwei der ſtädtiſchen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides ſind Gegenſtände, die Alle berühren, da ſie Tod und Leben, Geſundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es iſt von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorſperre die Rede. Wenn das Erſtere, wie es wahrſcheinlich iſt, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des geſetzgebenden Körpers zu verdanken haben. Durch mehrere Flugſchriften, in einer Sprache geſchrieben, die zugleich überzeugt und überredet, iſt er der beabſichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorſperre verhält es ſich wie folgt. An den kürzeſten Tagen um 5 Uhr, an den längſten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder ſpäter, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelſtück hat wie jedes andere Conzert drei Abtheilungen und zwei Pauſen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerſt das beſonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marſch

genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schaafheerde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondschein-durstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armuth gewidmet, und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehn Tausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten; dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein beläſtigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht

minder beſchränkt; erſtens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrſinne ſich nicht die Luft wollen beſteuern laſſen, und zweitens: weil man ungern einſam im Freien wandelt, und die Meiſten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, daß der gemachte Vorſchlag zur Ausführung komme.

5.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder iſt es erlogen, daß die Bühne jeden Ortes dieſes Ortes Leben konterfeie, oder Mnemoſinens Töchter ſind boshafte Malerinnen, deren Pinſel froher verzerrt als ſchmeichelt. Auch die mäßigſte Eigenliebe, würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht ſo, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie dieſe geleitet oder geduldet wird), dann ſtünde es ſchlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darſtellungen im verfloſſenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geiſt wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenſpiel der Luſt, ſondern nur ein barſches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein geſundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, ſondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunſtfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, ſondern nur kindiſche Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber ſolche Folgerungen ſind falſch, und wir ſchieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen

zurück. Die Bühne suchte, und fand unsern Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerspiele 44 (meistentheils nur traurige Spiele). Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107 und Opern 123. Also oben spitz und unten breit — eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakspeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art, wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierschrötiger) Zayre, Graf Essex, Sappho und die Schuld. Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern Titus und Tancred, jede 7mal, und Joseph, der Calif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal.

Von Schauſpielen: Die eiferſüchtige Ehefrau und Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man dieſe Ueberſicht mit dem neueſten Schauſpiel-Verzeichniſſe der uns nahen Darmſtädter Bühne (in Lambert's Taſchenbuch für Schauſpieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), ſo muß man den Kopf ſchütteln und ſich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauſpiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen ſie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben, Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Taſſo, Phädra, die Wallenſtein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäſar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterſtatter aus Darmſtadt an: daß in jenem Verzeichniſſe nur die größern Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meiſten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne, und werden hier nur im äußerſten Nothfall gegeben! Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne gehören, läßt ſich ſchon denken, daß wir hier ganz damit überſtreut werden. Die Stücke von nur 2 Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, ſind im verfloſſenen Jahre 48 Stücke von einem Akte, theils Singſpiele, theils Schauſpiele gegeben worden. Dieſe kleinen abgetröpfelten Gaben

beweiſen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unſerer Bühne komme, iſt ſchwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die kommerzielle Contemplation unſern Blick von gemeinen irdiſchen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln ſie noch mehr, ſie haben 3 Meſſen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Mackbeth, König Lear von Shakesſpeare, u. dergl. m. ſpielen. Das Mainwaſſer kann nicht Schuld am Uebel ſeyn, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an ſeinem Ausfluſſe am breiteſten iſt, läßt Stücke jener Art aufführen, wie ſie ſich für Männer und für Geiſtesmündige ziemen. Auch ſind wir nicht etwa zu gute Proſaiker, um das Papiergeld würdiger poetiſcher Freuden zu achten; denn wir verfiſiziren unſer tägliches Leben täglich mehr und mehr, ſo daß es faſt dithyrambiſch geworden iſt. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zur Miethe anboten, nicht beſſer zu empfehlen, als daß wir ſagten: ſie habe die beſte Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, ſie habe eine romantiſche Ausſicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ſich unſer Theater magnetiſiren laſſe, um im ſomnambülen Zuſtande den Sitz ſeines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachſen iſt.

Das war der Geiſt des verſtorbenen Jahres! Jetzt entſchwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und

hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gespornte Prolog, der jedesmal am ersten Januar auf der Bühne erscheint, und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief diesesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bei deutschem Witz, bei deutschen Melodien
Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel schweigt,
Dann erst ist unserer Wünsche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Oellampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gespornte war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder, wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen

in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unseres Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unsern einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirector ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Ueberschuß hat, um für die Trägheit Anderer einzustehen. Herr Guhr soll ein feuriger Mann seyn. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert — zwar etwas germanisirter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Kastelli, Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner,

die beide mit ihren Weibern unzufrieden, dieſe und mit deren Einwilligung gegen einander austauſchen — mit Anmuth behandelt, mag dieſer Stoff zu einem Luſtſpiele nicht verwerflich ſeyn. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geſchah, iſt wenigſtens lächerlich. Auf dem Lande findet ſich die Sittenverderbniß nicht ſo fein gedrechſelt, und das Laſter läßt ſich nicht idylliſiren. — Am 15. Januar gaben Herr Villwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben ſo vorzüglicher Klarinett-Spieler, beide Mitglieder unſerer Bühne, gemeinſchaftlich ein Conzert, bei faſt leerem Hauſe. Zwar hatten die Conzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künſtler-Stolz, das Zeitliche verſäumt, ſondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufſpielen laſſen, um die Judenſchaft zu locken. Aber die Judenſchaft kam nicht. Es iſt auch unter dieſen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die chriſtliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen beſſer als die jüdiſche der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um ſie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hieſigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine ohne Namen des Verfaſſers entſchienen, iſt religiöſen Inhalts, und heißt: Lebensanſichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräiſchen Buchhandlung). Lebensanſichten

sind zwar nicht darin, denn über das Seyn in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Gluth ihrer Tage, und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt, b. Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, so ist es nöthig, sich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unterrichten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen, und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder

als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem herkulischen Scheidewege, wo Gemüth und Geist, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand kapitulirt auf eine würdige Weise, und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eines aber hat er so wenig bedacht, als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt, oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politische Annalen," herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob sie zwar in der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine

kurze Zeit Professor in Tübingen und darauf bis an seinen Tod, Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unsern Tagen des nüchternen Friedens, und stehender Gesinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz, für Alles, was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, so zu reden, und nicht die Tugend so zu handeln wie er, huldigte doch den Grundsätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Kritiken.

I.

Truthähnchen.

Ein satyrisch-komischer Roman

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminirten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satyrisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recensent nicht theologisch gesinnt ist und steif und fest an eine beste Welt glaubt, so lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen

Uebelthaten, die ohne Ahndung und anſcheinend ohne Nutzen ſich im Reiche der Wiſſenſchaft begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Literatur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Paläſten der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der ſchönſte Marmor auf allen Wegen liegt, das beweiſt doch gewiß, wie unvermögend und armſelig wir ſind. Als die Sonne der römiſchen Freiheit unterging, da wenigſtens ſchmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leiſe, freundlich und ſchonend ward die düſtere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt ſeinen Roman ſatyriſch-komiſch; er iſt aber in der That komiſch-ſatyriſch. Die „ſauber illuminirte Vignette“ ſtellt einen Truthahn vor, der mit geſchwollenem Kamme erboſt ſein Kuller Kuller Kuller ſchreit. Er führt die Unterſchrift: Der ſtarke Geiſt. Das ſollte nun das Bildniß von dem Widerſacher des Satyrikers ſeyn, eigentlich aber ſtellt es den Maler ſelbſt vor.

Wir wollen sehen, was das für ein rother Lappen war, der den komisch-satyrischen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde darauf öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte, und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduciren, und vor dem ganzen deutschen Publikum, ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat." Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da ist sie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft u. s. w. seine Beiträge. Das nennt man in der Handwerkssprache der Journalisten: Ableger machen. „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." . . . . „Blos ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus

ſich machen laſſen zu wollen" — und daher das Ausſtreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen iſt nichts Anderes als der Dr. Auguſt Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen dieſen, und den Buchhändler Schleſinger, Verleger des Blattes, iſt die Satyre gerichtet. Beide ſind Juden, und wie hungrig und emſig daher auf dieſem Stoppelfelde des deutſchen Witzes geleſen wird, das kann ſich Jeder vorſtellen, der die Armuth des Verfaſſers kennt. Den Herrn Schleſinger redet er an: „herrlicher vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf dieſe Weiſe wird das Buch, das anfänglich leidlich unſauber iſt, zuletzt ein wahrer Schweineſtall.

Am 25. des ungeſunden Monats, in dem ſchon ſo manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, ſtarb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnluſtigen Dorfjugend zu Kuckkucksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Leſers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnweſen — über, nicht gegen, ſondern gegen das Gegen — geſprochen und geſpottet worden, nehmen die Albernheiten und ſchmutzigen Geſchichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten ſchließt:

O du lieber Auguſtin
Alles iſt hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hund-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurtheilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

II.

Satyrisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse.

Von

Heinrich Döring.

Leipzig 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wäßrigkeit. Wie sie getrunken seyn wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonnette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben auf's deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein

Deutſcher ſey oder nicht, das ſich ſehr verſtändig mit der Nothwendigkeit einer deutſchen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre alſo der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten ſind. „Sie ſchildern' den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erſcheinungen einer auf vielfache Weiſe bewegten Zeit." Daß des Verfaſſers Gemüth nicht befangen iſt, kann ihm geglaubt werden, er beſitzt keines. Er fuchsſchwänzelt auf ſeinem poetiſchen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutſche Volk zu elektriſiren, ſondern um es ſeiner Elektrizität zu entladen. Er temporiſirt, doch ſieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — ſeptembriſirt. Ich will den Leſern einige Stengel dieſes ſatyriſch-humoriſtiſchen Unkrautes in die Hände geben, ſie würden ſich doch nicht darnach bücken.

Deutſcher Freiheitsgeſang.

Fort! hinweg mit dieſem Alten!
Neu muß ſich die Welt geſtalten,
Throne müſſen wanken, ſchüttern,
Fürſten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutſchlands kühne Heldenjügend.

Muſenſöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnaſiaſten,
Können nimmer ruh'n noch raſten,
Bis das Größte iſt geſchehen,
Was die Welt annoch geſehen.

Einen ſcharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um ſo mehr, da wir in Röcken
Sehr geſchicklich ihn verſtecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — ſtoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tauſend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unſer Vorbild! reiner
War im deutſchen Volk wohl Keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Ufersrand der Spree?
Ihr, edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſeht's, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!" —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?" — So fragt ein Einfaltspinſel!
Der Korſe ſäß' führwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten — unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte Hr. Döring dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner, befleckt der Dichter mit seiner satyrisch-humoristischen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Recrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

III.

Die Staats-National-Bildung.

Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundsätzen der National-Oekonomie

von

Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geschrieben ist und seine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieses oft als Zeichen gelten, daß der Verfasser mehr von der kriegerischen Unterordnung, als von der männiglichen Einsicht und Tapferkeit seiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch schwache Gründe können, in Reihe und Glied gestellt, langen und guten Widerstand leisten. Ich sage, dieses kann oft ein Zeichen seyn; aber nicht immer; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lieben, und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden: so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer

Zahl-Uebermacht umzingelt, oder selbst von schwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: über die National-Oekonomie, als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein — was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das war schon bewiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse, sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, sondern eines arbeitsamen Freundes der Menschen. In den Lehren des Verfassers spricht nicht blos ein wissenschaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, sondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er ist der Freiheit aus ganzer Seele zugethan, und vertheidigt sie, wie mit fester Besonnenheit, so mit liebenswürdiger Begeisterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es ist ein Markt des Ueberflusses, wo

Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf, und was die Prachtliebe wünscht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem ersten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Bestandtheile gesondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der sittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfasser geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falsch wäre und irre führte, sondern weil er steil und gefährlich ist, und nur über Felsen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundsatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung sey und müsse seyn: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Lesern dargereicht. Es wird gesagt: der Mensch, dessen sittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollständig ausgebildet sind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — also doch etwas, nur vielleicht keiner strengen. Man kann also nur behaupten, eine gewisse Regierungs-Form müsse suchen, sich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn sie ist: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieses Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchsten Grade sittlich und

geistig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Gesellschaft kann es kein unbeschränktes Recht selbst auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geisteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer gesetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abschlagen?) was der Verfasser ferner sagt: die Weisern der Menschheit, die auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrscher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern Aristokratie als der des Geistes ruht, nicht erst entbehrlich zu werden, sie war es immer gewesen.

Von jener alten, schönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, sondern auch in jedem Bürger bestand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo also die vollständige Erziehung und Bildung öffentlich war" — von jener Zeit sagt der Verfasser sie sey verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann diese Trostlosigkeit nicht theilen, aber um so mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger schuldig ist; nämlich dem Unterrichte in der Verfassung des Staats und den Gesetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abstraktesten religiösen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht."

(Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man sich von dem Verfasser gern erklären lassen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zusammenhängen; denn auch das Schlechte hat seine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung bestimmt ist, in Schutz genommen und der Grundsatz verworfen, daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen sey. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Einziehung der geistlichen Güter ausdehnt, so kann man ihm nur in so fern beistimmen, als diese Güter großen Theiles „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit" verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbstständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geld-Wirthschaft seyn, wo sie als Gottesdienst anfängt, äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser, als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu seyn.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der

körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchieen, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannes-Arm, der das Eisen zu führen, und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Theil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen, und unsere leibliche Erziehung vernachläßigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht; Binsen macht, die sich neigen vor dem

Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und daher der abergläubische Magnetismus, und die Mystik, diese alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen, und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen können. Die Turn-Kunst ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch ist jener Soldatismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Nothwendigkeit eines Institutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Gesellschafter, und wie sonst die literarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel

über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzutheilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet gespielt, und wie am 3. October Frau Ursula in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das dritte Buch, welches von der sittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Gesetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels bestimmter Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu seyn, also willkührliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden sind.“ Die zweite unglückliche Folge ist, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, sich in die Arme der Advokaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigenthums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei dem größeren Theile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen.“ Es gibt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit.

Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art seiner Verfassung. Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und das ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf.“ Nur durch die Oeffentlichkeit der Justiz kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advokaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser vertheidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und Andere erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit schmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Prozeßform wird bemerkt: die spanische Inquisition ist der Gegenstand des Abscheues aller Nationen (gewesen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen diese nämlichen Inquisition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß sein Mitbürger davon oder von dem Grunde seiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeschuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Untersuchung genommen; seine Mitbürger erfahren nichts

davon, als durch das Kamäleon des Gerüchts .... Es ist ein erstaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menschlichen Vernunft, daß Regierende sich solch despotischer Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es ist ein eben so erstaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beschränktheit der Nationen, daß sie eine solche despotische Behandlung in Absicht der wichtigsten und theuersten Güter der Menschheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, seit Jahrhunderten sich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einflusse der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geschlechtes zumal, wie sie den Leichtsinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes!

Auch ſollen wir die Gefälligkeit unſerer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat ſie freiwillig für uns übernommen, ſie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es gibt noch andere Mittel, das ſchändliche Gewerbe der Romanenmiſcher zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn ſie nur abgeſchmackt, man züchtige ſie, wenn ſie zugleich verführeriſch und ſittenverderblich ſind. Einſichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken gibt, eine Geſellſchaft bilden, die das mühſame aber edle Geſchäft übernehme, ſich mit allen in den Catalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen, und die guten öffentlich zu empfehlen, die ſchlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der ſitten- oder geiſtverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die ſie in den Catalogen der Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen, und etwa dabei bemerkten: „kein ſittſames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verſtändiger Jüngling, und der einſt ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird ſeine geſunde Seele durch ſolche Leſereien verkrüppeln laſſen;“ dann läßt ſich erwarten, daß die Nachfrage nach ſchlechten Romanen ſich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert ſelbſt die Tugend ihren Werth. Daher war ich ſehr überraſcht, daß der würdige

Verfaſſer, der für Freiheit und Recht überall mit ſo großer Herzenswärme ſpricht, von der Geſetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es iſt dieſes um ſo überraſchender, da er eine Zwangsbeſchränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er ſagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „ſo lange es den untern Klaſſen frei ſteht, ſich den höheren im Aeußerlichen gleich zu ſtellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er ſeine beſondere Sitten hat, auch ſeine beſondere Sittlichkeit; iſt nicht dieſe eine gemeinſchaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn ſich die untern Klaſſen den höhern äußerlich gleichſtellen, dann iſt eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichſtellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man ſeine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen iſt daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Klaſſe iſt nicht Urſache, ſondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eignen, ſondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unſere Diener ſind nicht unſere Sklaven, und wenn ſie mündig ſind, muß ihnen verſtattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es iſt beſſer, daß unſer Dienſtvolk die Zeichen ſeines übeln Lebenswandels oder ſeines Betrugs offen an ſich trage, als verſteckt, und wenn man ihnen die koſtbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit ſich

auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: Wie der Herr, so der Diener?

Ueber Schauspiele und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es anderer Meinung zu seyn. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in politischer Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkühr Betreffendes, öffentlich dort verkündet werde; ... aber die sittliche, so wie die intellektuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählig selbst vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der sittliche und intellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann — liberale Gesinnungen." Die Abnahme des Geschmackes für Trauerspiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der

Sittenverderbniß zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat diese Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung ... Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moralische Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen sie nur glückliche Liebende sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist.“ Auch den neuern tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerspiele zugeschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft, nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit fröhnten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Theilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was übrr Religion und Gottesverehrung geſagt wird, zeigt eben ſo große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meiſten bedarf die irrende Welt Zurechtweiſung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnſinn aber auf beiden Seiten herrſcht. „Wie weit mußte die menſchliche Vernunft nicht verkrüppelt ſeyn, um ſich bis zu den Begriffen einer herrſchenden Religion, einer herrſchenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Anſprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Anſichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchſten, unſichtbaren Weſens, dieſen berechtigten, die phyſiſche Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verſchiedenheit der Anſichten von der Art dieſer Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken, oder mindeſtens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbſt das Wort Toleranz iſt ein Vergehen gegen die menſchliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art ſeiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil ſeiner Kinder ſichs zum Verdienſt rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach ſeiner Weiſe zu verehren?.. Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menſchlichen Natur in ſeiner größten Scheußlichkeit dargeſtellt.“ (Und um wie viel iſt es jetzt etwa beſſer geworden? die Religionskriege

dauern fort, nur ſchlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet ſie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt ſich, ſie verwundet zu haben, und macht ſie zu Sklaven. Die verlorne Kunſt des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raſerei des Religionshaſſes ſtets frei geblieben, um dieſe weint man nicht. Für Einen, den das Chriſtenthum ſeit je getröſtet, haben die Chriſten Tauſende troſtlos gemacht!) —

Die Bibelgeſellſchaften habe ich immer als einen Beweis mehr angeſehen, daß die waltende Vorſehung, um ihre Zwecke zu erreichen, ſich ſolcher Mittel bedient, die dem Menſchen mit der Erfüllung ſeiner Wünſche ſchmeicheln. Wie wäre ſonſt die Verblendung der proteſtantiſchen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieſes unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsſtaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfaſſer bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chriſtenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfaſſer hat, indem er, abweichend von der Form ſeines Buches, dieſer Unterſuchung eine eigene Ueberſchrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er ſelbſt dem Gegenſtande gibt. Aber es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet,

die, weil sie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbestimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es gibt Grundwahrheiten, die zum Wahnsinne führen, wenn man sie zum Gegenstande der Untersuchung macht; denn sie sind der Boden des Verstandes, und wenn dieser wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menschen sind unbedacht; sie wollen das Sehen sehen und reißen das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenstand des Hasses, des Abscheues, der Verfolgung waren, und wo sie es noch sind, da möchten oder mögen die Besserdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für sie zu sprechen wäre Thorheit; denn die Leidenschaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet sich nicht, weil sie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wissenschaftlich spricht, da ist es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgesehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Brust erregt, sie mag treffen wen, sie mag verübt werden, von wem sie wolle, alles das, was ich je gegen, oder auch nur über die Juden gelesen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, sie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptsache vergessend, haben sie sich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erst erworben zu werden,

man wird damit geboren, man iſt ſchon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Geſellſchaft nicht Theil zu nehmen, wie kann dieſe das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuſchließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend ſein, und darf es dem Verdienſtloſen verweigert werden, dann müßte man auch die Chriſten in die Klaſſen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch laſterhafter, als man je behauptet, ſo ſind doch ihre Laſter menſchlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Chriſten behaftet ſeyn müſſen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menſchen; ich glaube alſo nicht, daß ſie die Quelle der Verfolgung ſey, welche die deutſchen Schriftſteller gegen die Juden üben. Es iſt nichts, als ein gartiges Muttermal, welches die Deutſchen nicht abwaſchen, nichts, als eine Schulfuchſerei, die ſie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird ſchon beſſer werden; freilich große Geduld. Denn es iſt zu wetten, daß die Spanier, wenn ſie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich ſage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — ſelbſt den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird ſich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquiſition Juden Mitglieder der Cortes ſind, während man im

Lande Luther's noch angſtvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeiſter oder Advokat werden könne, ohne daß die Achſe der Welt breche.

Auch der Verfaſſer geht in ſeinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Anſichten, die er aufſtellt, höchſt weiſe und die Mittel, die er zur Vervollkommung des bürgerlichen Zuſtandes der Juden anrathet, eben ſo zweckmäßig als menſchenfreundlich ſind. Er ſagt: die ganze Geſetzgebung chriſtlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Chriſtenthums gegründet, man könne alſo die Glieder eines Volks, deſſen Religions-Grundſätze jenen Lehren entgegenſtehen, mit ſolchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erſtens, bekennt der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die wahren, nicht erlogenen Grundſätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundſätzen des Chriſtenthums ganz zuſammentreffen; und zweitens, iſt die Anſicht von der Grundlage der Staaten, worin die chriſtliche Religion herrſcht (der Ausdruck: chriſtliche Staaten ſetzt ſchon als bewieſen voraus, was erſt bewieſen werden ſoll) nur bedingt wahr. Die europäiſchen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Chriſtenthume, aber doch nur factiſch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Chriſtenthume wie ein Haus auf ſeinem geometriſch eingeſchränkten Grunde, wobei es aber auf die mineraliſche Beſchaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle

errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfaſſer gern auf ſeinem ganzen Wege. Er ſagt: „Jeſus als Iſraelit geboren, von ſeiner Kindheit an den iſraelitiſchen Religionsgebräuchen unterworfen, und im ſpätern Alter ſich ihnen freiwillig unterwerfend, ſtarb als Iſraelit. Nirgend verwarf er die moſaiſchen Geſetze; er ſelbſt verwies das Volk auf Moſes und die Propheten. Nirgend kündete er ſich als den Stifter einer neuen Religion an; und ſo wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts beſitzen, ſo haben uns auch ſelbſt ſeine Biographen, die Evangeliſten, nichts aufbehalten, das eine Abſicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden .... Die Eitelkeit der Menſchen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und urſprünglichen Chriſtus-Lehre ſich bemächtigend, aus ihr eine neue, und zwar, gerade jenes Haſſes wegen der moſaiſchen, alſo altjüdiſchen Religion entgegengeſetzte Religionspartei —— geſchaffen hat ... Wenn alſo der Chriſt die moſaiſche Geſetzgebung, mit Ausſchluß der lokalen und temporellen politiſche Anordnungen verehrt, ſo zeigt ſich, daß beide Religionen, die chriſtliche und die jüdiſche, an ſich zuſammentreffen ... Zieht man von der Chriſtus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an deſſen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt ſeyn mag, weil die chriſtlichen Religionspartheien unter ſich darüber nicht

einig sind, so wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrsatze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann." Zu dieser allein seligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfasser sie nennt, altmosaischen Religion, solle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschen-Satzungen entsagten, die in der jüdischen, wie in jeder andern Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so verschwisterten Religionspartheien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menschen, die, weil sie keinen innern Werth haben, nach den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel seyn kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ seyn, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamiren wird." Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen, und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksklassen möglich, über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen." — Ueber den ersten Religions-Unterricht bemerkt der Verfasser: Für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrscht) keine Mythen des Glaubens vortragen „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren. Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird

daher immer eine ſchönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüſſel kann ſo rein gehalten werden als die goldne Schaale, und darauf kömmt es an). — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leſerlich ſchreiben lernen, weil man ja nur ſchreibe, um geleſen zu werden. (Dieſes würde wenig helfen; denn im 25. Jahr haben ſehr viele Menſchen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre ſehr nöthig, eine hohe Schreibſchule für Erwachſene zu errichten. Die meiſten Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, ſchreiben ſo erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft ſo wenig, was ſie mit ihrem Geſchriebenen, als was ſie mit ihrem Gedruckten haben ſagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, ſie ſchreiben zu deutlich, ſo daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um ſie zu leſen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten, und nur zu verwirren dienen? Buchſtaben und Zeilen verſtricken ſich und ſind gar nicht mehr von einander zu bringen, ſo daß jede Blattſeite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühſam fällt).

Dem primären Unterrichte reiht ſich der ſekundäre an. Jener iſt Lebensbedürfniß für alle, dieſer nur für gewiſſe Stände des Volkes, oder für alle Klaſſen, aber nur in gewiſſen Verhältniſſen. Im Allgemeinen gibt die Natur

jedem einzelnen Menſchen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung ſeines Geiſtes auch das Gebot dazu. Aber der Verfaſſer nimmt außerdem für gewiſſe bürgerliche Verhältniſſe auch einen Zwang der Geſetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieſer Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber dieſen Gegenſtand wäre, theils zur Ergänzung, theils zur Widerlegung der Ausſprüche des Verfaſſers mehr zu ſagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geſchieht die Aeußerung: „Ob nach national-ökonomiſtiſchen Grundſätzen der Erbadel in Monarchien als Staatsmaſchine nothwendig ſey, iſt eine dieſem Werke fremde Unterſuchung;“ doch ergibt ſich klar genug, daß der Verfaſſer die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen ſollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich iſt, ſondern ob der Menſchheit Monarchien ſolcher Art unentbehrlich ſind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich iſt der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergeſſe nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins iſt mit der Maſſe des Volks, nicht durch ein räumliches Band ſondern chemiſch verbunden, da bedarf ſie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel beſteht (fährt der Verfaſſer fort), iſt er „als eine zur höhern geiſtigen Ausbildung verpflichtete Volks-Klaſſe zu betrachten,“

*

und der Staat ſolle, ehe er den adel-gebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, ſie über ihre geiſtige Ausbildung prüfen laſſen. Allein dieſer geſetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, ſondern eine Gewalt gegen den Bürgerſtand ausgeübt. Denn während die im Letztern Gebornen, rückſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung, ganz allein der Willkühr und oft der Kurzſichtigkeit, dem Unverſtande, den Leidenſchaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben ſind, würde das unwandelbare und ſtets als weiſe anzuſehende Geſetz, für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundſchaftlich Sorge tragen. Wäre dieſes nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklaſſen? Auch eine verdiente möchte ich ſagen. Denn die Bürgerſtände waren oft blödſinnig genug, über den Mangel an perſönlichen Verdienſten des Adels zu ſpotten, vergeſſend, daß gerade durch dieſen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es troſtlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geiſtes geſellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit, bei den Studirenden, über die Methode des akademiſchen Unterrichts, beſonders über die Sinnloſigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenſtände macht der Verfaſſer viele treffliche Bemerkungen. Es iſt Etwas in allen ſeinen Ausſprüchen, das ſie gegen jede

Beleidigung übelwollender Menschen schützt — sie sind ganz freimüthig; und offen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unverstand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten sich anstellen, als lauere hinter jenen Grundsätzen etwas Gefährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von manchen andern freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

IV.

Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit Anmerkungen von Börne. *)

---

1) Die Journale einer gewiſſen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correſpondenz angegriffen,

*) „Politiſche Annalen" 8r Band, ergänzt aus der Handſchrift des Verfaſſers.

1) Frankreich iſt das Zifferblatt Europens; hier ſieht man, welche Zeit es iſt, in andern Ländern muß man die Uhr erſt ſchlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört ſich aber leichter, als man ſich verſteht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Weſen unſerer Zeit aus ihren Zeichen zu erforſchen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politiſchen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über Herrn v. Villele kam mir ſehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt. Die Leſer der genannten Schrift, von welcher Partei ſie auch ſeyn mögen, Ariſtokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewiſſe Grundſätze, Anſichten und Zwecke öffentlich bekennt, und über Mittel und Wege unverholen ſpricht. Des Königs geſchieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Ariſtokratie

die ſie ihm zuzuſchreiben für gut gefunden. Ohne zu unterſuchen, ob jene Privat-Correſpondenz wirklich von dieſem Miniſter herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbeſonnenen Freunde, dünkt es uns erſprießlich, uns mit den Anſichten zu beſchäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correſpondenz betrachten, und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Miniſters annehmen wollen. 2)

wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um ſeine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — ſpricht! Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren, ſobald ſie anfängt, ſich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen franzöſiſchen Miniſter ſind viel zu klug, als daß ſie hoffen dürften, ihre Abſichten durchzuſetzen. Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenſchaft der menſchlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren ſeyn muß, ſo iſt es die Dummheit. Es gibt für jeden franzöſiſchen Miniſter nur ein Mittel, ſich durch die Gefahren zu ſchlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünſchen der Ariſtokratie beherrſchen will — er darf dieſe Gefahren nicht ſehen. Ueber enge, felſige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu ſchreiten, das vermag nur ein Packeſel.

2) Die Privat-Correſpondenz, auf welche hier angeſpielt wird, hat ſich den engliſchen miniſteriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich ſage Schaubühne, denn der Urſprung, wie der Zweck jener Correſpondenz, iſt das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit ſeiner Herrſchaft auch ſeine maskirte Correſpondenz; er iſt aber doch vorübergegangen. Möchten ſich die Herren Miniſter doch endlich einmal des Diplomatiſirens und

Dieſe Grundſätze ſind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der ſocialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke ſehr bedroht ſind, zu befeſtigen, es wenigſtens eben ſo vieler Mäßigung als Energie bedarf.[3]) Bei dieſem Worte Mäßigung haben ſich die Feinde des Herrn v. Villele ſehr ereifert. Sie haben ſehr redneriſch von der Nothwendigkeit geſprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß

Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt iſt ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof, und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine geſpielt. Sie ziſchen hier wie dort, ſind ſchlau jetzt wie damals und ſchlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn ſie nur immerfort einheizten, damit könnten ſie den Frühling abhalten.

3) Unter Mäßigung wird hier verſtanden: die einen wollen Tag, die andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet ſich als die Zunge der Wage, die nur ſo lange aufrecht ſteht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das iſt das alte Schaukelſyſtem, gegen welches die Liberalen wie die Ariſtokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Miniſter bleibe entweder auf dem feſten Lande, oder ſuche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren iſt das Gefährlichſte. Und was heißt Energie? dem Wortverſtande nach iſt Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energiſch bezeichnen, wobei man nach dem unſichern Augenmaße ab- oder zugibt, und ſich mit ſeinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das iſt gerade das Gegentheil von Energie, das iſt Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorſätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Ariſtokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle dieſe Dinge zu vergelten. In dieſer Beziehung könnte er ſelbſt ſeinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, iſt noch nicht Alles geſagt; dieſe Worte, ſo achtungswerth ſie auch ſind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verſchwinden mache. [4]) Herr von Villele, wie kein Mann von Geiſt, kann ſich über den Boden, auf dem er wandelt, und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuſchen. Es iſt ſein Fehler nicht, wenn ſo höchſt achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weiſe in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, deſſen Lage und Sitten ſie ſeit dreißig Jahren nicht kennen — ſich nicht

4) „plötzlich verſchwinden mache" — alſo mit dem Verſchwinden machen wäre man einverſtanden, nur daß es allmählig geſchehe, und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakei mit dem Pudel ſeines Herrn gethan, dem er die Ohren abſchneiden ſollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeſchnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal ſo wehe zu thun. Die Anſicht, daß die plebejiſchen Intereſſen in der franzöſiſchen Revolution entſtanden wären, verdient keine Widerlegung, da ſie nicht einmal ernſtlich gemeint iſt. Sie wird nur zum Scheine aufgeſtellt, um jene Intereſſen revolutionär ſchelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Intereſſen, die ewig beſtanden, und ſeit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, ſie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Ariſtokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel ſeine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm ſie ihm. Dem Gott Jupiter iſt es nicht beſſer ergangen, und kein Wunder könnte ihm ſein altes Anſehen wieder verſchaffen.

auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für ſich Frankreich zu regieren. 5)

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch ſeine Einſichten und ſeine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieſer Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anſtrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu ſchützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde ſie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verſtändigen Manne angemeſſen, auf gehäſſige Erinnerungen oder bloſe Parteifeindſchaften Rückſicht zu nehmen. 6)

5) Dieſes Compliment iſt nicht ſehr fein gedrechſelt, aber deſto beſſer; das Geſtändniß gewinnt ſo viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele geſteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt ſind, woraus alſo folgt, daß man ſie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie ſollten wohl hier in ihrem reinen Wortverſtande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Ariſtokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürſten eigentlich ein treuer Diener ſeiner ſelbſt. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne deſſen Lage und Sitten zu kennen, ſo verdienen ſie nur die Hälfte des Vorwurfes, den ſich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieſer kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgibt, und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es ſich durch die Revolution geriſſen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langſamer gehen. Das iſt dieſelbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

6) Dieſer krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die

Die Royaliſten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterſtützt, und die ihm den Weg zum Miniſterium gebahnt haben, ſollten die Lehren nicht vergeſſen, die ihnen das Beiſpiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejiſchen Intereſſen befangener Mann, und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejiſchen Intereſſen angemeſſene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär“ in der gehäſſigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es iſt alſo klar, daß die Anhänger der Grundſätze und Intereſſen der Revolution, ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen, [7]) das Miniſterium und den Einfluß des Herrn

Ultra-Partei gebraucht hat, ſchmeichelte er ihren Leidenſchaften unbedingt; jetzt da er erſter Miniſter geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder ſeiner Collegen im Miniſterium auch thun würde, ſobald er Premier-Miniſter geworden wäre. Als ſolcher würde es ſelbſt Herr v. Peyronet nicht beſſer, das heißt hier, nicht ſchlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältniſſe überſchaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Anſehen erlangt, welche den höchſten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder franzöſiſche Staatsmann einſehen, daß Frankreich ein rein ariſtokratiſcher oder, in der Kanzlei-Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royaliſtiſchen Sinne, nicht mehr regiert werden könne, und daß, würde es verſucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebenſache iſt, ſondern auch der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

7) „ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen“ — Dieſe Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingeſtanden, daß die Charte die Grundſätze und Intereſſen der Revolution geſetzlich angenommen habe, woraus alſo folgt, daß diejenigen, welche gegen

Decazes als etwas Vortheilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisirt haben, daß die Hoffnungen derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse,[8]) die aristokratischen Prinzipien

jene Grundsätze und Interessen kämpfen, nothwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

8) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig seyn, was Herr v. Villele für sein Interesse ansieht. Ueber das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ozean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu sprechen, als von dem Interesse des Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menschheit ist Vieles geschehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Bevon und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die Aristokratie hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch empor gehalten und die aristokratischen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich Einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift

der Charte zu begünſtigen, in ſo weit als dieſe Principien mit den herrſchenden Meinungen und den Bedürfniſſen

des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, ſie wird den Fürſten und den Völkern die Augen öffnen. Die Ariſtokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß ſie für den Thron, ſie ſagt frei heraus, daß ſie für ſich ſelbſt ſtreite. Sie ſpricht noch offener, ſie ſagt, und wenn alle Throne darüber einſtürzten, würde ſie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — ſie ſagt dieſes freilich nur erſt in ihrer ſchwer abzuſtreifenden Hofſprache. Man leſe und überdenke folgende Worte, die ein franzöſiſches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: „quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désespérant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combattrons pour la royauté..... ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône.“ Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anſtand aufzugeben — und möchten ſie ihre Verblendung nie verlieren, möchten ſie nie einſehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftſteller, ſondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Ariſtokratie ohne Rettung zu Grunde richtet!... Wie Geſtändniſſe jener Art dazu dienen, den Fürſten die Augen zu öffnen, ſo ſind ſie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tauſend redliche Menſchen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für ſie zu ſtreiten, aber ſie wiſſen nicht, wo ſie ſie zu ſuchen haben, oder kennen keinen unſchuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man ſagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu ſtürzen; das Bedürfniß monarchiſcher Verfaſſungen für die europäiſchen Staaten iſt aber ſo tief gewurzelt, daß es zum religiöſen Gefühle geworden iſt. Auch haben ſie geſehen, daß die franzöſiſche Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht ſie mit Recht ſchüchtern. Jetzt aber kömmt die Ariſtokratie und ſagt: nicht gegen die Fürſten, gegen uns ſind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tauſende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigen Herzen der Demokratie zufallen, und wie dieſer Kampf zwiſchen den Plebejern und Patriziern enden werde, iſt

der Zeit — um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten, was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt. 9) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein populäres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere theilweise Bewilligungen und allmählige Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz eine vollständige und unverholene Veränderung des Systems.

eben so unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am Gewissesten.

9) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so Etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweitenmale den Muth haben werde, sich mit der rechten zu verbinden, um einen Procrustes bei Seite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zugezogen hatte und die Liberalen selbst, von den Hindernissen, die ihm entgegen standen, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen. [10])

Herr v. Villele befindet sich in einer gewissen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurtheilt hatten, eben so der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Klasse machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind, und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt inwohnt, der ihm genau

10) Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie Nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben — das ist die Frage; es gibt kein Drittes. Die englische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sey? Im diesem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen

anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine seinem Herzen kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht perfönlicher Beleidigung dabei im Spiele sey. [11])

Er gewährt Herrn v Villele Alles, was die Sicherheit seines Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es gibt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausschließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln,

11) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Uebersetzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht, und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist, als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen — ich will nur auf Eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen, werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigstens wohlfeiler ist, als eine aus Russen, Preußen und Oestreichern zusammengesetzte.

daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen, verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr v. Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs, den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindische Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses Alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher eben so ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in seiner Macht steht, zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten, und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zu Stande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villele versucht seinerseits, eine vernünftige Aristokratie mit dem Königthum zu verschmelzen, und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele schwieriger ist, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècle sont republicaines). [12]) Es bedarf also Geist und Klugheit, dieser Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann

12) Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten französischen Schriftsteller gefunden haben wird; also war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung ist der See, und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villele will sie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt ſcheitern ſollte. [13])

Uebrigens befürchten wir einen ſolchen Ausgang nicht. Man kann ein ſehr treuer Unterthan, ein ſehr ergebener Royaliſt ſeyn, ja ſogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verſtehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müſſen. Vielleicht macht ſogar eine lange, freilich durch die edelſten Triebfedern verurſachte, und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abweſenheit weniger fähig, die Geſchäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt. [14]) Fern ſey von uns der Gedanke, die Leitung dieſer Geſchäfte, ſelbſt nur in den geringſten Einzelnheiten, in wenig ſichere Hände zu geben; aber immerhin darf man ſie nur geübten Händen anvertrauen. Das iſt, wie uns ſcheint, der Grundſatz des Herrn v. Villele, ein Grundſatz, den ihm die Menſchen, die ihn angreifen, ſchon vorgeworfen haben. Aber

13) Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politiſchen Steuerleute unſerer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld derer, die es nicht dahin *gelenkt*.

14) „*Zu belohnende Abweſenheit!*“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund ſtopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter ſollten entſchädigt werden und das Miniſterium wolle in der nächſten Sitzung der Kammern ein desfallſiges Geſetz vorlegen, *um* die heißen Royaliſten etwas abzukühlen.

*

ſie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, ſein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man ſich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben [15]) etwas beigetragen zu haben, läßt man ſich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden iſt, und die, wenn ſie es ja wäre, die Monarchie dieſen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerſtehen, wenn ſie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, ſo geneigt auch die Kammer ſcheint, die Liberalen und ihre Grundſätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erſchrecken ſchon im Stillen vor den Ausſchweifungen, zu welchen man ſie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußerſten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Anſprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbeſſerlich iſt; aber die große Maſſe der linken Seite, dem Herrn v. Villele ſo lange abgeneigt, als er es mit der äußerſten Rechten zu halten ſcheint, würde jedem Miniſterium zufallen, das

15) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr von Villele die franzöſiſche Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre ſchwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Ariſtokratie unter einer verdorbenen Monarchie verſteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, ſehen ſie an, als wären ſie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

ſie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. [16]) Die Menſchen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der beſonnene Theil der linken Seite ſieht den Fehler ein, den ſie begangen, als ſie ein Miniſterium ſtürzen halfen, das ſich den Ausſchweifungen der rechten Seite entgegengeſetzt hatte. Dieſer Umſturz hat ihnen nur die Wahl zwiſchen einer ungeſetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein Syſtem gelaſſen, das die Unterwerfung ſelbſt nicht entwaffnet. [17]) Ferner, abgeſehen davon, daß verſtändige und gewiſſenhafte Menſchen gewaltſamen Mitteln nicht geneigt ſind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen ſelbſt gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. [18]) Der 14. Juli

16) Das iſt eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht ſchrecken wird. Weder für dieſe noch für die linke iſt eine Kapitulation möglich. Es handelt ſich zwiſchen beiden nicht um materielle Intereſſen, nicht um eine gewiſſe Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis ſich beide Parteien verglichen haben; es handelt ſich um moraliſche, nämlich um ſolche Intereſſen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt ſich um Grundſätze. Frankreich begnügt ſich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert ſie als ſein Eigenthum.

17) Es giebt noch ein Drittes, das zu wählen iſt — eine geſetzliche Revolution, welches das franzöſiſche oder jedes andere Volk, mit Einverſtändniß und Hülfe ſeines Fürſten, zu Stande bringt.

18) Man braucht dieſe Herren nur ungeſtört reden zu laſſen, ſie fangen ſich früher oder ſpäter in ihren eigenen Wortſchlingen. Es iſt nichts wahrer, als was hier behauptet wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. Aber Leute, die ſelbſt Theile der Regierung ſind, ſollten derlei Wahrheiten fein für ſich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen ſolche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten ſind höchſt lächerlich, denn nicht wer

hat stattgefunden, weil Necker Minister gewesen, der 10 August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil sich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brümaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buonaparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volksthümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht Nichts, und die Menschen, welche glauben, daß sie ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, sind unruhige

eine Revolution wünscht, sondern wer sie zu Stande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist..... Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unsers Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Vertheidiger des Herrn v. Villele falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, sobald ein Theil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vortheil und die Macht ist.

Köpfe oder geprellte Narren. Indeſſen hat ſeit dem Sturze des letzten Miniſteriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Miniſterium an der Befolgung eines Syſtems zu verhindern, das einige Perſonen ängſtlich zu machen ſcheint. Auf der linken Seite ſelbſt gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verſtändigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt, und die nach einem geordneterem Syſteme ſchmachten, und ſich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anſchließen würden, die ſie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das weſentlich die Ruhe liebt, wäre dieſes noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einfluſſes im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux ſteht jedem Miniſter, der nur nicht Contre-Revolutionär iſt, viel näher, als er dem General Demarçay ſteht; und Herr Royer-Collard würde ſich beſſer mit einem Manne von Geiſt, der halbconſtitutionell wäre, verſtehen, als mit Herrn Tarayre. [19])

19) Namen, nichts als Namen! Das iſt die ewige Verblendung der Ariſtokratie. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauchte, um den Geſchichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben ſie keine Ahnung, und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden ſie ſagen: das iſt eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Conſtant, Foy, Laffitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei ſtürben

Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß nicht alle genannten Mitglieder der Oppoſition reine Abſichten hätten; aber es iſt offenbar, daß, wegen der Art ihres Geiſtes, wegen der Reden, die ſie führen und der Wirkung, die dieſe hervorbringen, das linke Centrum ſich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausſchweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu ſtimmen genöthigt iſt, dieſelbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerſte Rechte. Herr Lainé iſt eben ſo betrübt über die Deklamationen des Herrn Dupleſſis Granedan, Herr Maine de Biran ſeufzt eben ſo laut über die ausſchweifenden Reden des Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Deleſſert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewiſſer Glieder der linken Seite. Allein ſo wie die Gemäßigten des linken Centrums, ſeitdem die Kammer in zwei entgegengeſetzte Hälften getheilt iſt, geneigt ſind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinſchaftliche Sache zu machen, weil ſie zur Rechten die Contre-Revolution ſehen, ſo ſchließt ſich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie [20]) zur Linken ſieht. Ein Miniſter, welcher die

daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſey Dank, es war Alles nur ein Traum; heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain!

20) Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolution und Mordbrennerei

verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villele spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinnste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villele ist tausendmal stärker, als es sich diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirthschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Faktion gehoben wird, muß er sich von dieser Faktion leiten lassen und heftiger seyn, als sie selbst; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntnissen zur Macht gelangt, ist es etwas Anderes. 21) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums nur der ausgesprochenen royalistischen Meinung einen Triumph verschaffen wollen, so würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem, dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengesetzten Ende, eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution," sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

21) Diesen Satz zu widerlegen, ist die Sache des Herrn v. Peyronnet.

V.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. *

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?

Göthe's Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständniß der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide, und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen, würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch

* Geschrieben in Auteuil bei Paris, im Sommer 1835.

das erstemal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See, bei günstigem Winde, mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Göthe's Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst denn er

wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimathlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Göthe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Göthe schlug Mignon todt mit seiner Leyer, und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Todte versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad, und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nähmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner

Kraft, ſo ſollſt du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du haſt mich von dir geſtoßen, da ich deine Luſt wollte ſeyn, du ſollſt mich an deine Bruſt drücken, wenn ich deine Qual werde ſeyn. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einſt erſcheine ich dir wieder.

Und wie ſie gedroht, vollſtreckte ſie. Nach vierzig Jahren kam ſie wieder und nannte ſich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, ſie ſpotte ſeiner; er liebte ſie und ſie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz, und war ſehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer ſolchen, wie ſie in Deutſchland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlt es ihr, ſonſt wären ihre Briefe den intereſſanteſten franzöſiſchen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutſche Sevigné, nur verſchönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutſche Nation über die franzöſiſche erheben. Die Verfaſſerin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, ſowohl Zeiten als Menſchen, welches ſich mit ihrem nationellen Talente, zu idealiſiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, ſie gründete eine Unterrichts-Anſtalt für die hiſtoriſchen Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten, welche die Kunſt beſitzen, ſehr gute Geſchichtsbücher zu ſchreiben, aber nicht die Kunſt, ſie leſen zu machen. Es wäre eine Kochſchule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen

Victualien der deutschen Literatur, alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sey, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Göthe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Peterslilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant, und seine Familie war rathsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein

gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden, mürrischen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend Alles, was Allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke.“ Wenn Göthe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Original-Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Göthe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln

nicht daran, ſie als orientaliſche Poeſie angeſehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieſer Vorſtellung begreiflich und verzeihlich. Dieſe Weiſe der Anſchauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerſter Natur. Feuer, das Nichts verzehrte, Licht, das Nichts beleuchtete, Wärme, die Nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die ſondern und ſperren, ſah er allein das Leben. Stoffloſes Feuer, farbenloſes Licht waren ſeinem Herzen unverſtändlich, und ſeinem Verſtande, ſeiner Wißbegierde nur als eine Seltſamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einſt Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeiſtert aus: es iſt doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Perſonen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er ſo gnädig war, ihnen zu ſchreiben, weil er einen Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu dieſen eiteln Enthuſiaſten gehörte Bettina nicht; ſie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu ſeyn. Aber wie konnte ſie Göthe lieben und bewundern? Es iſt das Geheimniß der Apokalypſe, man kann hundert Auslegungen verſuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhenſinn und eine unſtillbare Kletterluſt. Sie kletterte an Göthen hinauf, wie an Thürmen, Mäuern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte

ſie, ſie hätte oben die Wärme gefunden, und die ſchöne Ausſicht, die ſie auf der Höhe gewann, ſie glaubte, die Höhe hätte ſie geſchaffen.

Da ihr Herz heller auflohderte, ſo oft Göthe es berührte, wähnte ſie, von ihm käme ſeine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Waſſer in ihre Flamme ſprizte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, ſtatt anzufachen, dann kam Bettina zur Beſinnung und ſie erkannte Göthe, und ſie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an ſeine eiſerne Bruſt.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tauſende erquicken, wenn ſie Folgendes leſen, was Bettina, überwältigt von ihrer ſich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe ſchrieb. Kinder ſagen die Wahrheit und Narren verbreiten ſie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit dieſem Kinde, ein Narr mit dieſer Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergeſſen werde, die Art, wie ſie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeſchrieben für dich. Die Leute ſagen, du wendeſt dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern iſt, gerne ab; wende dich in dieſem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinſcheiden ab, lerne ſie kennen, wie weiſe und liebend ſie gerade im letzten Augenblicke war, und wie gewaltig das Poetiſche in ihr.“

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen,

daß du dich beſinnen ſollteſt über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachſpüreſt, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in ſo eifriger Correſpondenz gegen Sömmering behaupteſt; ſag mir aufrichtig, werde ich dir ſo wichtig ſeyn, als ein ſolcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meiſter ſagen: Komm, flüchte dich mit mir jenſeits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unſer Schwert wetzen, und das Lumpenpack von Komödianten vergeſſen, und alle deine Liebſten müßten dann mit ihren Prätenſionen und höhern Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, ſo wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht ſeyn, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem ſonnenverbrannten Marsantlitze ſchaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine ſchöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebſt ohne Kunſt und ohne feines Taktgefühl, ſo ganz wie dich Gott geſchaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein ſo kühler Brief ankommt, wo ich mich beſinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du haſt einen eignen Geſchmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, ſo geht mir's auch mit Wilhelm Meiſter; da ſind mir alle Frauen zuwider, ich möchte ſie alle zum Tempel hinaus jagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen, und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's her kommt und hin will.“

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: du verstündest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion.“ Und, in einem langen herrlichen Briefe über Musik, erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Göthe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?“

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch.“

Einmal schickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf

ſchrieb er ihr: er habe ſie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenſter in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angeſtellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte dieſen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch ſo gern Geſchenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er ſo gern Geſchenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er beſaß, und er beſaß nur, was unter ſeinen Augen ſtand, was er mit den Händen faſſen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantaſie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Menſch, kein großer Fürſt, kein Gott hat je eine ſeelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als ſie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe ſind Gebete des Geſchöpfes an ſeinen Schöpfer, jedes Wort zu ſeiner Verherrlichung. Ein Gott ſelbſt hätte ſolche Lobpreiſungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und geſagt: ich will werden, was ich ſcheine. Wie aber nahm ſie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann ſchickte er ſie ihr gekocht zurück. Die Proſa ihrer Briefe putzte er in Poeſie, machte Sonette daraus, und beſang und verherrlichte ſich ſelbſt, mit der erſtaunenswürdigſten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft ſein Diener und berauſcht ſich ſelbſt; aber Göthe hat einen ſtarken felſenfeſten

Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken, und es schwindelt ihn nicht, und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Göthe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gutverstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am

Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren andern Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Göthe ausgezeichnet, er hat sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Galla."

Göthe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und

Waſſer gehen, über einen Draht retten, um ſie zu erlöſen. Aber Göthe iſt auch kein Dichter; die Muſe war ihm nie vermählt, ſie war ſeine Dirne, die ſich ihm hingab für Geld und Putz, und Baſtarde ſind die Kinder ſeines Geiſtes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um ſeine Freundin erträglich, um ſie nur begreiflich, und in ſeinem Naturalien-Kabinet ein Schubfach für ſie zu finden, ſie als ſeine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre ſchöne Begeiſterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod, Göthen anvertraut, und von ihm Verſtändniß, Erwiederung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närriſche Kind, das ſeiner Puppe ſeine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein ſo bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondriſche Einbildung hat, das Herz wäre von Glas, und müſſe brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, ſo traurig als man nur je eine im Irrenhauſe fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Menſch, aber für Göthe galten die Futterale ſelbſt als Kleinodien; innen die Koſtbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er ſie als eingeſchloſſene Diebe, die ſeinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunſtliebe, ſeine Verehrer nannten es Kunſtkennerſchaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte

Kunſtliebe, eine lächerliche Kunſtkennerſchaft und eine wahnſinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunſtwerk iſt der ſterbliche Leib eines unſterblichen Gedankens, die Verſinnlichung des Ueberſinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunſtwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas ſich darin rühren, floh er entſetzt davon, ihm ſchauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimniſſe mehr. Göthe's ehemaligen Miniſter und Günſtlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach deſſen Tode nicht verrathen; aber mögen ſie ſchweigen, ſo tief ſie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeiſt war, und daß ſie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Beſuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeiſterung, ihrer Schwärmerei, ihrer ſchattenloſen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternſchnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantaſie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in ſeiner Gemälde-Gallerie, nicht in ſeinem Naturalien-Kabinette wollte ſie ſtill halten, ja aus dem feſteſten unterirdiſchen Gedichte wußte ſie zu entſpringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Troſtloſigkeit auf kurze Zeit ſchützte, war, daß er ſie wie Sand auf eine Glastafel ſtreute, und ſie zu Chladniſchen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte ſie anſchwindelnd getanzt bis zur willkommenen Geſtaltung — ein Lüftchen, und ſie ſtäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin ſie mit Göthe von Muſik, von Liebe, von der ſchöpferiſchen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode geſprochen, ſchrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den andern lege, ſo finde ich abermals mit dieſem eine intereſſante Epoche abgeſchloſſen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwiſchen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und muſikaliſchen Anſichten, haſt du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechſel und den launiſchen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er ſich das Herz als einen engliſchen Garten vorſtellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Prieſter des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig ſchlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verſtanden, das Unendliche und die Ewigkeit verſtand er nicht; aber unſterblich iſt nur, wer die Unſterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie ſie Göthe in ſeinem viel geprieſenen Fauſt dargeſtellt; Göthe hat Gott und Teufel nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen. Dort iſt Gottes Weisheit, fünf gerade ſeyn laſſen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr iſt.

Hätte Bettina die ſchöne Muſik ihres Herzens vor rohen Ohren hören laſſen, vor einem Philiſter ihrer Vaterſtadt, vor einem Sachſenhäuſer, der aus dem Aepfelwein ſeine

Begeiſterung ſchöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdroſſen. Wir hätten gedacht: ſie iſt ein Sonntagskind, die einen edlen Geiſt da erkennt, wo wir Wochenmenſchen nur die rohe Hülle ſehen. Aber daß ſie ſich Göthen zugewendet, der ſeinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geiſtern den Schatz einſchließt; den jeder Alltagsmenſch begreift, nach ſeinem vollen Werthe ſchätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er ſein eigener Hintergrund iſt — das betrübt uns.

Göthe hat nur verſtanden, was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verſtehen. Nicht die Natur, nicht den Menſchen faßte er. Er zerſtückelte das Leben in ſeine Glieder, in ſeine einzelnen Organe und zeichnete ſie ſehr richtig, wie in den beſten anatomiſchen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in ſeinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber ſetzt ſie nur zuſammen, macht einen lebendigen Menſchen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in ſeinen Dichtungen, aber geriſſen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in ſeinen Liedern, da allein iſt er ganz und vollſtändig; denn das Lied iſt die Scheidemünze der Poeſie, die ſich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechſelt werden kann.

Bettina iſt ein reichbegabtes, goſtgeſegnetes Kind, das wir lieben und verehren müſſen. Sie iſt glückliche Geſpielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; ſie verſtand die Sprache

der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Göthe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Göthe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen.“

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina besiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter seyn: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbstsucht, der Liebloſigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet seyn könne, freisinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbstling;

Berichtigungen.

Seite	46	Zeile	5	von	unten	statt „jene Pflichten“ soll heißen „seine Pflichten.“
„	61	„	13	„	oben	„ betrübt — getrübt.
„	104	„	7	„	„	„ beschäftigten — sehr beschäftigten.
„	172	„	15	„	„	„ Druckschrift — Denkschrift.
„	192	„	2	„	unten	„ ungeschlagenen Tugenden — umgeschlagenen Tugenden.
„	208	„	2	„	oben	„ Männerwürde — Männerstimme.
„	266	„	4	„	„	„ und — um.
„	358	„	17	„	„	„ Bibliothekare — Leihbibliothekare.

Zu Thl. V. S. 14.

zum Octavbande S. 16.

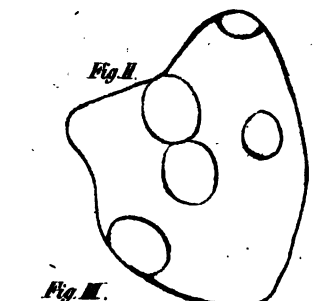


Fig. II.

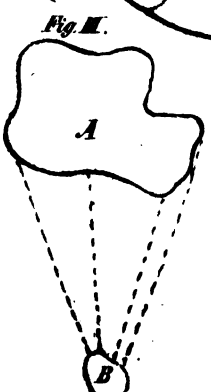


Fig. III.

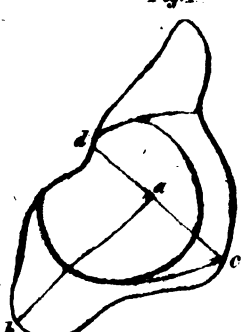


Fig. I

Ich überlege zu meiner Beruhigung, daß die
Rechnung die uns das ewige Schicksal auf unsere
Reise zum Grabe macht, nicht weniger wunderlich
ist als die des sterblichen Sattlers ..... in
Aarau, der mich die Säuberung des Leders an
meinen Wagen, dreimal bezahlen ließ:
einmal unter dem Namen waschen einmal
unter dem Namen schrägen und einmal
unter dem Namen schmieren. Begangene
Thorheiten wieder gut zu machen, bessert uns
schon Schmerz genug; den Vorsatz keine neue
Thorheiten zu begehen, bezahlen wir mit tägliche
Mühe und für Sein Weisheit fordert man uns
hundert Freuden des Lebens. So zahlen wir
die nehmliche Reinigung dreimal, und wenn wir
am Abende in die Herberge gekommen, findet
sich, daß uns der Tuchlohn nichts weiß gewesen
um die Zeit zu bezahlen und wir werden endlich
fühlen, daß uns kein Haut mehr übrig bleibt.

Aarau 26. Sept. 32

Börne

NEW YORK PUBLIC LIBR
REFERENCE DEPARTMENT

book is under no circumstan
taken from the Building

BIO. APR 22 1914